

Sonntags = Post.

Blätter zur Unterhaltung am häuslichen Herde.

Verlag von C. Weinek in Dresden. — Redacteur: Otto Freitag in Dresden.

Erscheint in Wochennummern von 2 Bogen zum Preise von 10 Pfennigen.

Das Gespenst der Marquise.

Roman aus dem Englischen.

Frei bearbeitet von Hermine Frankenstein.

(Fortsetzung.)

„Et, Monsieur, unterfangen Sie sich, so mit meiner Gemalin zu sprechen?“ schrie der kleine Kuchenbäcker in seinem wildesten Tone. „Sind Sie hergekommen, um uns einem Kreuzverhöre zu unterziehen? Wir sind hier in einem freien Lande, wo selbst der verbannte Flüchtling sein Recht findet. Haben Sie die Güte, uns zu verlassen, mein Herr. Ich kann meine Frau nicht länger diesen Aufregungen aussetzen. Gehen Sie!“

Der Kuchenbäcker deutete mit theatralischer Geberde auf die Ladenthür.

„Bei Gott!“ sagte Mont, „ich glaube, das Mädchen ist hier im Hause. Lassen Sie mich sie doch sehen, Monsieur. Uebergeben Sie mir sie. Ich will einen Wagen vor's Thor bringen und sie ruhig nach Hause führen. Ich — ich bin ihr Bruder. Ich verlange, daß Sie sie mir ausliefern. Wenn Sie sie friedlich ausliefern, will ich Ihnen zehn Pfund geben — ja zwanzig!“

„Monsieur!“ schrie der Kuchenbäcker mit vor Zorn bebender Stimme, „Sie wollen mich bestechen — mich?“

„Sagen wir dreißig Pfund“, sagte Mont eifrig. „Nein, vierzig — oder fünfzig! Jeder Mensch hat seinen Preis. Wie viel verlangen Sie dafür, daß ich meine Schwester nach Hause bringen darf?“

„Sie irren sich, mein Herr,“ sagte der Kuchenbäcker in würdevollem Tone, „ich habe keinen Preis. Ich bin ein ehrlicher Mann und brauche Ihr Geld nicht. Auch wenn ich wüßte wo Miß Gwyn ist, würde ich's Ihnen nicht sagen. Sie haben mich und meine Frau beschimpft, wir haben Ihnen nichts mehr zu sagen. Gehen Sie!“

Mont unterdrückte einen Fluch und schritt zur Thür. Als er auf die Straße trat, fuhr eben ein Wagen an dem Laden vor, und Miß Mont steckte den Kopf aus dem Fenster; sie rief ihren Bruder. Er erschrak, sah überrascht und ärger-

lich aus, gehorchte aber ihrem Rufe. Seine niedergeschlagene Miene erzählte klar und deutlich die Geschichte seines Mißlingens.

„Ich kam, um Fifine zu sehen,“ sagte Sylvia, ihren Bruder scharf beobachtend, „aber ich glaube, ich werde es jetzt nicht mehr nöthig haben. Hast Du meinen Brief erhalten, den ich Dir zu Scotsby und Newmann schickte?“

„Nein, ich war heute noch nicht in der Kanzlei,“ sagte Mont mürrisch. „Aber wie kommst Du in die Stadt?“

„Ich kam mit Rog, um Einkäufe zu machen,“ sagte Miß Mont. „Wir haben unsere Hochzeitskarten bestellt. Rog ist diesen Morgen bei Mr. Tempest, und so fahre ich allein herum. Ich bin unruhig, Gilbert, Du siehst so sonderbar aus. Ist — ist Alles sicher?“ fragte sie ganz leise.

„Durchaus nicht,“ sagte Mont kalt. „Bernice ist mir entflohen.“

„Entflohen!“

„Du thust, als ob alle Gefahr nur Dich allein bedrohte. Du brauchst Dich nicht zu ängstigen — sie wird Dir keinen Kummer machen,“ sagte er indisch sprechend, um vom Kutscher und Bedienten nicht verstanden zu werden. „Aber ich war nicht vorsichtig genug und nun ist sie in Freiheit.“

„Und bei Fifine?“

„Ich glaube es; ja, ich bin überzeugt, daß sie im Hause des Franzosen verborgen ist. Allein ich kann ihn weder durch Bestechung, noch durch Schmeichelei gewinnen; aber ich will Bernice doch in meine Gewalt bekommen — ich schwöre es!“

„Gib mir Deine Adresse, Gilbert und besuche mich bei Lady Marchmont,“ sagte Sylvia. „Wir werden uns vielleicht gegenseitig verständigen müssen.“

Mont gab der Schwester die verlangte Adresse, weigerte sich aber, mit ihr zu fahren, sondern ging allein und gedankenvoll weiter. Miß Mont fuhr in eine Weißwaarenhandlung,

wo sie von Nagen erwartet wurde. Sie gab dieser einige Aufträge und fuhr dann allein nach Hause, während die Indierin dem Laden Bongateaus zueilte.

Mont war kaum fort, als Madame Bongateau in das kleine Rückzimmer eilte, um ihren Gast zu beruhigen. Sie fand Bernice ruhig, entschlossen und muthig.

„Sie haben Alles gehört, Mademoiselle?“ fragte die Französin. „Thut ich recht — oder war der Herr Ihr Bruder?“

„Sie thaten recht, Madame, und ich danke Ihnen. Der Herr ist nicht mein Bruder. Ich bin eine Waise und habe weder Bruder noch Schwester,“ sagte Bernice. „Ich kenne die Stimme des Herrn. Ich bin von ihm geflohen,“ und eine dunkle Röthe überzog ihre Wangen, „er wollte, daß ich ihn heirate, und ich — ich bin an einen andern gebunden.“

„Ah, ich verstehe jetzt,“ sagte die Französin freundlich. „Sie sind hier sicher, Mademoiselle.“

„Ich habe noch eine bössere Feindin als ihn,“ sagte Bernice mit einem erschrockenen Blicke nach dem Laden; „eine alte Indierin. Ich fürchte sie, Madame. Sie ist sehr schlau. Ich hoffe, daß sie nicht wieder herkommt. Fifine sagt, sie sei schon einmal hier gewesen. O, Madame, verleugnen Sie mich vor Jedermann; ich beschwöre Sie, lassen Sie Niemand zu mir.“

„Sie sind hier vollkommen sicher, liebes Kind,“ wiederholte Madame Bongateau in beruhigendem Tone. „Was die alte Indierin anbelangt, werde ich klug genug sein, mit ihr fertig zu werden. Vertrauen Sie nur mir!“

In diesem Augenblicke ertönte die Ladenglocke wieder.

Monsieur war beschäftigt, mehrere Kunden zu bedienen, und seine Frau eilte hinaus, um ihm behilflich zu sein.

Der letzte Ankömmling war eine ältliche Frau in einem langen, schwarzen Mantel und einem schwarzen Hute mit dichtem, schwarzem Schleier.

Sie sah wie eine Frau vom Lande aus.

Sie ging an Bongateau vorüber und auf seine Frau zu, der sie begegnete, als diese eben aus dem Hinterzimmer herauskam.

Es schien, als hätte sie in dieses Zimmer hineinschlüpfen wollen, aber die Hausfrau vertrat ihr den Weg und fragte sie, was sie wünsche.

„Sie kennen mich“, sagte die Frau in einem fremdartig klingenden Dialekte mit leiser, aber durchdringender Stimme, die an Bernice's Ohr schlug. „Ich war schon früher hier. Hören Sie mich an.“

Bernice saß wie zu Stein erstarrt in ihrem Stuhle. Die Angekommene war Nagen, die Indierin.

Dieselbe zog eine Börse aus ihrer Tasche, durch deren seidenen Maschen hellglänzenden Goldstücke hervorsunkelten.

„Nehmen Sie“, sagte die Alte, „es gehört Ihnen, Madame!“

„Mir! Wofür?“

„Für die kleine Hilfe, die Sie mir werden angeeignen lassen,“ sagte Nagen einschmelzend. „Ich bin von einer noblen Dame hierhergeschickt. Mein Auftrag ist geheimnißvoll. Ich wünsche Sie über eine junge Dame zu befragen, welche wahrscheinlich bei Ihrer Tochter Fifine Zuflucht gesucht hat. Sie nennt sich wahrscheinlich Miß Gwellan oder so ähnlich. Vielleicht versucht sie es gar, sich für eine große Dame auszugeben. Ich weiß, daß sie hier ist, und ich will

sie sehen, Madame. Ich werde nicht von ihr verlangen, daß sie fortgehen soll von hier. Sie kann hier bleiben, so lange sie will. Ich bin ihre Freundin, und ich will sie vor einem Feind warnen, der ihr ein Leid zufügen will. Lassen Sie mich sie nur einen Augenblick sehen.“

Madame Bongateau zögerte, aber nur eine Sekunde lang.

„Sie sind an den unrechten Platz gekommen, Madame,“ sagte sie kurz. „Hier ist Ihre Börse wieder. Kann ich Ihnen vielleicht mit Kuchen dienen?“

Die Indierin brummte zornig etwas zwischen den Zähnen hervor.

„Ich bin nicht hergekommen, um Kuchen zu kaufen,“ sagte sie; „ich bin nur gekommen, um Nachrichten über diese junge Dame einzuziehen. Lassen Sie mich sie nur einen Augenblick sehen — nur einen Augenblick, Madame.“

Sie hielt verlockend ihre Börse hin. Madame Bongateau schüttelte den Kopf.

„Ich bitte Sie, zu gehen, wenn Sie nichts kaufen,“ sagte die Französin. „Halten Sie mich nicht auf.“

„Ich bin müde,“ sagte Nagen; „lassen Sie mich ins Nebenzimmer gehen, und ein wenig ausruhen.“

Sie trat rasch an Madame Bongateau vorbei, auf das Nebenzimmer zu. Die Französin aber sprang ihr nach, packte sie bei den Händen und zwang sie zum Stehenbleiben. Ihr Mann sah, was vorging und eilte herbei.

„Es ist ein verrücktes Bettelweib,“ erklärte er seinen Kunden. „Gehen Sie, oder ich rufe die Polizei!“

Die alte Nagen war wüthend. Sie war entschlossen, wenn auch nur für eine Sekunde, in das Nebenzimmer einzutreten, denn sie war überzeugt, daß Bernice drinnen sei. Sie wollte durchaus von ihrem Vorhaben nicht ablassen und eine günstige Gelegenheit abwarten, um in das Zimmer eindringen zu können.

„Die Polizei!“ schrie Bongateau.

Vierundfünfzigstes Kapitel.

Die im Laden des Kuchenbäckers versammelten Kunden näherten sich der Thür und blieben dort stehen, mit dem instinktiven Wunsche, zu erfahren, was das Weib wolle und wie Bongateau sich ihrer entledigen würde. Niemand holte indeß die Polizei. Vielleicht fühlten es die Kunden, daß der kleine Kuchenbäcker mit den wilden, schwarzen Augen ganz gut im Stande sei, sich selbst zu helfen.

„Lassen Sie mich hinein,“ zischte die alte Nagen zähnefletschend. „Lassen Sie mich hinein, sage ich. Ich kenne die Dame — ich will ihr nichts zu Leide thun. Ich habe ihr nur ein Wort zu sagen. Ich bin ihre Freundin.“

Sie griff sich bei diesen Worten an die Brust, wo sie in den Falten ihres Kleides eine Pflote verborgen hielt. Dieses kurze Beisammensein mit Bernice, wonach sie verlangte, sollte deren letzte Minute in diesem Leben sein. Sie sah sich nur durch eine einfache Thür von ihr getrennt, eine rasche Bewegung und Bernice wäre todt gewesen, und das Schreckgespenst aus Sylvia Mont's Leben verbannt. Nur ein verwegener Schritt in dieses Zimmer! Sie wandte sich abermals wie eine Tigerin nach der Thür.

„Hole die Polizei!“ rief Madame Bongateau ihrem Manne zu, die Indierin zurückdrängend.

Da öffnete sich die Ladenthüre und ein Herr trat herein, ein schlanker, ziemlich gedenkhafter Mensch, mit gold-

unränderter Brille und einem Spazierstöckchen mit goldenem Knopfe.

Der Eingetretene war Mr. Bisset, der Detektive-Offizier.

„Bitte um eine Tasse Kaffee,“ sagte er schnarrend. „Ah, was geht hier vor?“

„Eine verrückte Bettlerin will durchaus in das Nebenzimmer eindringen,“ sagte ein Dienstmädchen, das im Fortgehen begriffen war.

Bisset schaute sich die angebliche Bettlerin mit prüfenden Blicken an. Dann näherte er sich plötzlich der Thür und der davor versammelten Gruppe.

„Sie riefen nach der Polizei, Monsieur,“ sagte er. „Nun, ich bin Detektive-Offizier. Was wollen Sie?“

Bongateau betrachtete den scheinbaren Gecken verwundert.

„Sie, ein Detektive!“ rief der Franzose. „Nun, sehr wohl! Bringen Sie dieses Weib hinaus. Ich brauche sie nicht hier. Sie belästigt und ärgert uns.“

Bisset packte die alte Ragen beim Arme, und diese wich brummend vor ihm zurück. Mit einer plötzlichen Bewegung schlug er ihr den Schleier in die Höhe und enthüllte das runzelige, schwarze Gesicht der alten Indierin.

„Ah, sind Sie es?“ sagte Bisset kalt. „Was wollen Sie hier?“

Ragen antwortete nicht; aber sie fletschte ihre glänzenden Zähne und schaute den Eindringling mit finsternen, wüthen den Blicken an.

„Hat sie vorgegeben, hier eine junge Dame zu suchen, Madame?“ fragte Bisset.

„Ja, mein Herr.“

„Nach welchem Namen fragte sie?“

„Miß — Miß Swellan, glaube ich,“ erwiderte Madame, bemüht, sich zu erinnern.

Bisset's Augen erglänzten.

„So!“ sagte er in gedehntem, bedeutsamem Tone. „Haben Sie Miß Swellan?“

„Nein, mein Herr; es ist keine Dame dieses Namens in meinem Hause.“

„Wirklich nicht? Nun, Sie haben es jetzt gehört,“ wandte sich Bisset zu der Indierin; „Sie thäten besser, sich aus dem Staube zu machen.“

Ragen theilte Bisset's Meinung in Bezug auf ihre Entfernung. Sie fürchtete den Detektive, der ihre Hand wie mit Eisenspangen festhielt und indisch verstand, und sie eilte daher brummend und zornig fort.

Aber als sie sich auf der Straße befand, blieb sie stehen und murmelte:

„Ich weiß, sie ist drinnen. Aber wie sie in meine Gewalt bekommen? Wenn ich sie nur einen Augenblick sehen könnte!“

Sie ging über die Straße und blieb vor dem Schaufenster eines anderen Ladens stehen, wo sie die Thür des Kuchenbäckers beobachten konnte, und wartete.

Inzwischen machte sich Bisset mit Bongateau und dessen Frau bekannt.

„Das ist ein gefährliches Weib,“ bemerkte der Offizier, nachdem die Ragen verschwunden war. „Sie müssen Miß Swellan vor dieser Alten verstecken, sonst thut sie ihr etwas zu Leide.“

„Wir werden ihr nicht wieder erlauben, in den Laden einzutreten,“ sagte Madame entschieden.

„Sie ist schlau. Sie wird gewaltsam zu Miß Swellan eindringen.“

„Es ist keine Miß Swellan hier,“ sagte Madame.

„Nicht? Habe ich mich in dem Namen geirrt?“

„Die Frau hat den Namen gesprochen. Ich kenne ihn nicht,“ sagte Madame ausweichend.

„Wie ist der Name denn?“ fragte Bisset harmlos.

Madame blickte ihn etwas ärgerlich an. Monsieur zuckte die Achseln und trat an den Ladentisch, um seine Kunden zu bedienen.

„Das ist jetzt das dritte Mal, daß ich heute nach einer jungen Dame gefragt werde, welche man hier vermuthet,“ sagte Madame. „Giebt es denn keine Freiheit hier in England? Erst kommt ein schlanker, schwarzer, junger Mann, mit einem großen Bart —“

„Monk!“ unterbrach sie Bisset mit eigenthümlichem Lächeln.

„Dann kommt diese alte Hebin, und jetzt fragen Sie mich,“ fuhr Madame fort, seine Unterbrechung nicht beachtend. „Und warum Alles das? Das gefällt mir nicht. Wozu diese Spionage? Wer ist die junge Dame, die man sucht? Was hat sie gethan? Antworten Sie mir darauf, wenn Sie können!“

„Ich suche eine junge Dame,“ sagte Bisset offen. „Ich weiß nicht, wie sie sich nennt, glaube aber, daß sie in Ihrem Hause ist. Ich bin ihr aufrichtiger Freund. Lassen Sie mich sie nur einen Augenblick lang sehen und ich will Sie und die Dame überzeugen, daß ich ihr Freund bin.“

Madame fürchte die Stirne, als ob sie sich nicht mehr zu helfen wisse. Dann sagte sie streng:

„Sie sind wie die Uebrigen und ich glaube nicht, daß Sie ein Detektive sind. Gehen Sie fort. Soll eine ehrenhafte Familie sich verrückt machen lassen von so vielen Leuten, die alle einen Zweck verfolgen? Gehen Sie, gehen Sie!“

Sie hob die Hände wie abwehrend in die Höhe. Bisset hatte Erfahrung genug, um zu wissen, daß er durch längeres Bleiben nichts erreichen könne. Er mußte sich durch List eine Unterredung mit Bernice verschaffen. Er entschuldigte sich und trat langsam den Rückzug an.

Aber er ging nicht gleich fort.

Vor dem Ladentische blieb er stehen und trank langsam eine Tasse Kaffee und verzehrte ein Bröckchen dazu. Er tänzelte damit eine halbe Stunde herum und während dieser ganzen Zeit stand Madame Bongateau mit entschlossenem Blicke vor der Thür des Hinterzimmers und ließ ihn nicht aus den Augen.

Endlich ging er fort.

Madame Bongateau ging sofort in das Hinterzimmer zu Bernice.

Gegen sechs Uhr Abends, nachdem dieselbe bereits gespeist hatte, kam Fisine nach Hause gefahren.

Monsieur Bongateau bediente in dem Laden seine Kunden, während Fisine hineineilte.

Die Wachslichter brannten. Im Ofen war ein Feuer angemacht. Bernice saß vor demselben, den Kopf nachdenklich in die Hand gestützt. Madame saß vor dem Tische und nähte. Beide schauten auf, als Fisine ins Zimmer trat.

„Gute Nachrichten, meine Lady — Miß Gwyn,“ rief Fisine, als sie sich ihrer früheren Herrin mit leuchtenden Augen näherte.

„Ich habe mit Lady Diana gesprochen,“ fuhr sie fort;

„Sie will Sie sogleich sehen und wünscht, daß ich Sie augenblicklich zu ihr bringe. Sie ist heute Abend nicht wohl, und empfängt keine Besuche. Wollen Sie kommen?“

Die junge Lady Chetwynd sprang mit erglühendem Gesichte auf.

„Wir wollen gleich gehen, Fifine,“ rief sie; „ich fürchte, ich war Ihren Eltern heute eine schwere Last, obwohl sie es nicht gestehen wollen. Mr. Monk war hier und die alte Nagen und noch ein anderer. Sie scheinen Alle zu wissen, daß ich hier bin.“

„Und sie bewachen Alle unser Haus,“ sagte Madame ruhig. „Sie bewachen es schon seit Einbruch der Dämmerung.“

„Sie hören es, Fifine. Wie soll ich fortkommen?“

„Ich weiß nicht,“ erwiderte Fifine etwas ernüchtert. „Wir können nicht ungesehen fortkommen. Was sollen wir thun, Mutter?“

Madame Bongateau überlegte.

„Miß Gwyn hat ein Geheimniß,“ sagte sie ruhig; „das kann man leicht sehen und auch, daß sie nicht ist, was sie scheint; aber ihr Geheimniß ist ihr Eigenthum. Sie hat unseren Schutz gesucht und sie soll ihn haben. Wir wissen, daß, wer immer sie auch sein mag, und wie viele Feinde sie auch hat, sie unschuldsvoll und edel ist. Ich will ihr dazu verhelfen, daß sie heute Abend ungesehen das Haus verlassen kann.“

„Du, meine Mutter?“

„Ich, Fifine. Bringe mir das graue Kleid, den Hut und den Schleier, die Miß Gwyn gestern Abend trug. Wir sind ja wohl von gleicher Größe. Ich will Ihre Kleider anziehen, und in Fifine's Wagen wegfahren. Die Spione werden mir folgen. Dann müßt Ihr Beide zu Fuß das Haus verlassen, und in der nächsten Straße einen Wagen nehmen. Verstehst Du?“

„Die Idee ist herrlich,“ rief Fifine ganz entzückt.

Lady Chetwynd wurde nun in Fifine's neuen Sonntagsanzug von schwarzer Seide gekleidet, und bald darauf war sie zum Fortgehen bereit.

Madame Bongateau ging in das obere Zimmer hinauf, um Bernice's abgelegte Kleider anzuziehen.

„Was haben Sie Lady Diana gesagt, Fifine?“ fragte Bernice, als sie mit ihrer früheren Dienerin allein war. „Was sie leicht zu befriedigen, ohne daß Sie ihr meine Geschichte erzählen mußten?“

„Lady Diana ist kalt wie Eis gegen die meisten Menschen,“ entgegnete Fifine; „aber sie ist gut und freundlich gegen mich. Ich sagte ihr einfach, daß Sie Miß Gwyn, eine verwaiste und verarmte junge Dame wären, die gezwungen ist, sich selbst zu ernähren. Und sie sagte mir, ich sollte Sie zu ihr bringen. Sie hat heute ihren trübsinnigen Tag und empfängt keine Besuche; sie wird wollen, daß Sie ihr vorsingen und sie unterhalten. Sie hat auch ihren Kummer, die arme Dame, wie alle Menschen.“

Madame Bongateau kam bald in den Kleidern Bernice's zurück. Nach kurzer Berathung mit ihrem Manne verließ sie das Haus, flüsterte dem Kutscher des vor demselben stehenden Wagens einige Worte zu, stieg ein und fuhr dann rasch von dannen. Zwei Wächter, Gilbert Monk und Nagen, folgten im bereits wartenden Wagen hinterdrein; aber Mr. Bisset, der gegenüber auf der Lauer stand, lächelte nur und murmelte:

„Diese List ist zu einfach. Wie wunderbar, daß Monk

sich davon fangen ließ. Die Rechten werden jetzt erst kommen.“

Er hatte sich nicht getäuscht. Die Ladenthür wurde behutsam geöffnet, und Lady Chetwynd und Fifine traten rasch heraus und eilten der nächsten Straße zu. Bisset folgte ihnen. Sie winkten einen Wagen und Bisset hörte die Adresse, welche Fifine dem Kutscher gab. Sie stieg mit der Marquise ein und der Wagen fuhr von dannen.

„Gesunden! Sie ist gefunden!“ murmelte Bisset. „Grosvenor-Square Nr. 53. — Ei, das ist ja Lady Diana Northwick's Haus. Ich möchte wissen, wie viel Lady Diana von der Sache weiß. — Mr. Monk, ich stehe Ihnen als Sieger gegenüber. Die junge Dame kann in Sicherheit bei Lady Diana bleiben, bis man sie braucht — es soll dies für meinen Feind, Mr. Monk, eine kleine Ueberraschung sein. Der kommende Abend wird für mehrere Personen ereignisreich werden — früher kann ich es auf passende Art nicht herbeiführen — aber morgen Abend — —“

Gebankenvoll schlenderte Mr. Bisset weiter, während Monk und die alte Nagen sich auf falscher Fährte befanden.

Fünfundfünfzigstes Kapitel.

Wie Fifine es der Marquise gesagt, hatte Lady Diana Northwick diesmal wirklich ihren trübsinnigen Tag. Sie hatte sich in ihr Boudoir eingeschlossen, und wollte keine Besuche empfangen.

Der Maiabend war kühl und in dem Kamine brannte ein lustiges Feuer.

Lady Diana saß in einem niederen Stuhl vor dem Kamine und auf ihren Knien lag ein Schuß, der ihr theurer war, als Alles in der Welt — ein Besitztum, das ihr kostbarer dünkte als alle ihre Juwelen und Geschmeide, obgleich es nur ein halbzerissener Kinderschuh war.

Es war ein kleiner rothwollener Schuh, um den oberen Rand herum gestickt; aber das Leder war abgeschabt, die Stückerlei ausgewetzt, und vorne bei den Zehen war ein kleines Loch.

„Mein armes Kind,“ murmelte Lady Diana schmerzlich; „ach, wenn sie gelebt hätte, wäre ich ein besseres Weib geworden.“

Ihre Thänen fielen dicht und reichlich auf den kleinen halbabgetragenen Schuh.

„Mein armes Kind,“ schluchzte sie, den kleinen Schuh mit leidenschaftlicher Innigkeit küssend. „Werde ich dich dort oben finden? Sie kann nie, nie zu mir zurückkehren — aber vielleicht werde ich zu ihr gehen.“

Es hallten Fußtritte im Corridor und gleich darauf wurde leise an Lady Diana's Boudoir geklopft.

Die Dame erschrak, warf den kleinen Schuh rasch in ihren Schrank und verschloß denselben. Dann trocknete sie sich die Augen und rief: „Herein!“

Die Thür ging auf und Fifine, von Bernice gefolgt, trat ein.

Lady Diana bemerkte auf den ersten Blick die schlante, schwarzgekleidete Gestalt hinter ihrer Dienerin nicht.

„Bist Du es Fifine?“ fragte sie matt. „Willst Du etwas?“

„Ich habe die junge Dame gebracht, meine Lady,“ sagte

Fifine. „Miß Gwyn, welche ich Ihnen zur Gesellschafterin vorgeschlagen habe.“

Fifine trat zur Seite und das milde Licht einer brennenden Ampel fiel auf Bernice.

Das Kammermädchen ging bescheiden in ein Nebenzimmer, ihre frühere Herrin mit Lady Diana allein lassend.

Die Unterhandlungen zwischen den Beiden waren sehr kurz. Lady Diana fühlte sich bei dem ersten Blicke gleich wunderbar zu Bernice hingezogen. Um ihre Vergangenheit befragt, war Bernice natürlich sehr zurückhaltend; sie sagte einfach, daß sie eine arme Waise und gezwungen sei, sich selbst zu ernähren.

„Ich vermüthe, Ihre früheren Freunde sollen nicht wissen, daß Sie sich jetzt Ihren Unterhalt selbst verdienen“, sagte Lady Diana freundlich.

„Nein, Madame, ich habe keinen solchen falschen Stolz. Es ist ehrenhaft, zu arbeiten, und ich schäme mich der Last nicht, die so Viele meines Geschlechtes mit mir tragen“, sagte Bernice selbstbewußt. „Aber ich habe wirklich Niemand, an den ich Sie um Auskunft über mich empfehlen könnte. Mein ganzer Lebenslauf hat sich in der letzten Zeit verändert. Die, welche mich einst kannten, haben mich vergessen. Zwar habe ich nie in meinem Leben etwas gethan, worüber ich erröthen müßte, und dennoch habe ich mit meinem früheren Leben Freunde, Vermögen — Alles hinter mir gelassen. Fifine wird Ihnen sagen, daß ich würdig bin, Ihre Gesellschafterin zu sein, aber ich habe sonst keine Empfehlung zu bieten.“

Es lag durchaus keine Unterwürfigkeit in Bernice's Benehmen. Sie sprach, wie eine Dame mit ihresgleichen spricht, aber mit einer Bescheidenheit, Achtung und Höflichkeit, die ungemein anziehend waren.

„Wollen Sie mir etwas vorspielen, Miß Gwyn?“ fragte Lady Diana.

Bernice ging an das Klavier und spielte ein brillantes Stück mit der Fertigkeit und dem Ausdruck einer Künstlerin. Dann ließ sie die Finger über die Tasten gleiten und sang mit wunderbar klarer und lieblicher Stimme ein altes Volkslied.

Lady Diana lauschte mit angehaltenem Athem.

„Sie sind ein Genie, Miß Gwyn“, sagte sie ganz entzückt und begeistert, „und dasselbe findet in der Musik seinen Ausdruck. Sie könnten durch Ihre Stimme Ihr Glück machen.“

Bernice lächelte traurig.

„Ich werde nie öffentlich singen“, sagte sie; „denn ich verlange nicht nach Ruhm und Reichthum. Ich wünsche mir nur ein sicheres Obdach. O, Lady Diana, ich habe die Bitterkeit der furchtbarsten Armuth, ich habe Obdachlosigkeit, Hunger und Kälte erfahren, und ich werde mit einem sicheren Zufluchtsorte, und sei er noch so bescheiden, zufrieden sein.“

Lady Diana war gerührt von dem traurigen Tone in der Stimme Bernice's; sie war entschlossen, sie als Gesellschafterin aufzunehmen.

„Lesen Sie französisch, Miß Gwyn?“ fragte sie.

Bernice nahm ein französisches Buch vom Tische und las ihr einige Seiten mit ruhiger Betonung und tadelloser Aussprache vor.

Lady Diana war im höchsten Grade überrascht und befriedigt.

„Sie lesen vortrefflich, Miß Gwyn“, sagte sie. „Ich sehe, daß Sie die Sprache vollständig bemeistert haben. Ich will Sie als Gesellschafterin aufnehmen. Ihre Pflichten bestehen darin, daß Sie mir vorsingen, vorlesen und mir Gesellschaft leisten, wenn ich es verlange. Ich lebe allein in diesem Hause mit meiner Dienerschaft und einer alten, verarmten Anverwandten, die ich sehr hoch schätze. Sie sollen hundert Pfund Jahresgehalt haben — sind Sie damit zufrieden?“

„O, Madame!“ rief Bernice ganz außer sich vor Entzücken. „Ich darf also hierbleiben! Darf ich schon heute meine Dienste beginnen?“

Sie schlug ihre großen, braunen Augen mit bittendem Ausdruck auf. Etwas in diesen Augen durchdrang Lady Diana's Herz. Mit einer an ihr ungewöhnlichen Ueberschwenglichkeit zog sie Bernice an ihr Herz, und küßte sie und sagte:

„Mein liebes Kind, Sie sollen fortan bei mir Ihre Heimath haben. Alle Ihre Sorgen sind vorbei. Sie haben Augen, welche anderen Augen gleichen, die ich einst liebte — Augen, die seit vielen Jahren im Tode geschlossen sind — und wegen dieser seltenen Aehnlichkeit allein schon werde ich Sie lieben. Sie müssen fühlen, daß ich Ihre Freundin bin.“

Bernice war von einer seltsamen, tiefen Zufriedenheit erfüllt.

„Das ist ein merkwürdiges Zusammentreffen“, sagte Lady Diana lächelnd. „Ich bin heute Abend nicht wie sonst. Etwas an Ihnen, Miß Gwyn, regt mich eigenthümlich auf und ich sehe, daß auch Sie erregt sind. Fifine sagt mir, daß Sie vor Kurzem erst krank waren und da kann Ihnen Aufregung nicht gut thun. Das Mädchen soll Sie auf Ihr Zimmer führen.“

Sie schellte an einem kleinen Glöckchen und Fifine kam aus dem Ankleidezimmer herbei.

„Fifine“, sagte Lady Diana, „Miß Gwyn wird als meine Gesellschafterin hier bleiben. Führe sie auf ihr Zimmer — Du weißt ja, gegenüber meinem Toilettezimmer.“

Bernice wünschte gute Nacht und ging mit Fifine fort.

Als Fifine zurückkam, entließ Lady Diana sie sogleich. Etwas nach Mitternacht konnte sie indeß einem ihr unerklärlichen, inneren Drange nicht widerstehen, sie nahm ein Wachlicht von dem Kaminsims und ging mit leichten, behutsamen Schritten in das Zimmer, in welchem Bernice schlief.

Das hübsche kleine Zimmer war ganz dunkel, bis auf das flackernde Licht in Lady Diana's Händen. Sie näherte sich dem niedrigen Bette, und neigte sich mit sehnsuchtsvoller Zärtlichkeit über die Schläferin. Endlich beugte sie sich tiefer hinab, drückte einen langen Kuß auf Bernice's Stirne und verließ dann mit unterdrücktem Schluchzen das Zimmer.

Seltsame Gedanken erfüllten und bewegten sie während dieser ganzen Nacht, und sie konnte nicht schlafen.

Den nächsten Tag brachte Lady Diana fast ausschließlich mit Bernice zu, von deren Gesellschaft sie ganz entzückt war. Abends nach dem Speisen saß sie allein in ihrem Salon, mit Lesen beschäftigt, als Mr. Tempest gemeldet wurde.

Lady Diana empfing ihn mit einiger Verlegenheit. Mr. Tempest sah an diesem Abend auffallend ernst und niedergeschlagen aus.

(Schluß folgt.)

Ein Handelshaus.

Eine Erzählung von F. Ewald.

(Fortsetzung.)

„Wollen Sie mir hundert Dollars leihen auf —“ sagte der junge Mann, wandte sich aber in demselben Augenblick an mich und fragte: „Auf wie lange?“ — Auf acht Tage, sagte ich, obwohl ich sie nicht so lange gebraucht. — „Auf acht Tage,“ fügte derselbe hinzu. — Der alte Herr rief ihn zu sich und sie flüsterten etwas zusammen. Darauf klopfte er ihm auf die Schulter und sah ihn an, als ob er sein eigener Sohn wäre. — „Da, nehmen Sie es aus der Kasse,“ sagte er dann und reichte ihm den Schlüssel. Ich erhielt die Summe, schloß den Handel ab und verdiente einen guten Schilling dabei; am nächsten Tage zahlte ich das Geld zurück. — „Aber wollen Sie jetzt mir einen Dienst erweisen, Carstensen?“ sagte der junge Mann nun. — Zehn für einen, guter Herr. Lassen Sie hören. — „Ich möchte gerne einen Brief an eine junge Dame in Kopenhagen bestellt haben,“ sagte er, „er muß aber in ihre eigenen Hände geliefert werden, so daß Niemand es sieht.“ — Ich werde ehrlich und redlich den Brief abliefern, erwiderte ich, wie Sie es mir bestellen. — Damit schieden wir und ich wartete beständig auf meinen jungen Freund, aber er kam nicht. Da ich gern mein Versprechen halten wollte, erkundigte ich mich noch am letzten Tage vor der Abreise nach ihm, er war aber vor mehreren Tagen in Geschäften fortgesandt. Es ärgerte mich, daß ich keine Gelegenheit erhalten sollte, ihm einen Dienst zu erweisen, aber es war nichts dabei zu machen. So waren wir denn endlich fertig zur Abreise und hatten bereits ein paar Ellen vom Vollwerk abgestoßen, als ich ihn mit einem Briefe in der Hand auf die Brücke laufen sah. — Binde einen Stein an denselben und wirf ihn an Bord, rief ich. — Wie gesagt, so gethan. Ich ergriff ihn im Fallen und warf ihn hier in den Kasten, da ich in dem Augenblicke andere Dinge zu denken hatte, und da habe ich Eiel ihn nun das ganze Jahr liegen lassen, und er hätte so noch gerne zehn Jahre liegen können, wenn Sie nicht gerade hierher gekommen wären. Aber nun kommt das Allerwunderlichste, denn hier steht mit deutlichen Worten zu lesen: „An Fräulein Friederike Frank in Kopenhagen. In ihre eigenen Hände zu liefern!“

Friederike fühlte ihr Blut nach dem Herzen strömen. An der Adresse erkannte sie sofort Storm's Hand und las Folgendes:

Beliebte Friederike!

Gott gebe, daß dieser Brief in Deine Hände gelangen möchte. Wie Dein Vater unsere Verlobung entdeckt hat, habe ich nie begreifen können; aber gewiß ist es, daß er am letzten Tage, den ich in Kopenhagen zubrachte, mich so überraschte, wie ich weder früher noch später überrascht worden bin. Er fragte mich kurz und gut, ob wir verlobt seien, und da es mir nicht einfallen konnte, dieses zu leugnen, gestand ich es ganz offen zu, worauf er mir erklärte, wie er sich dem auß's Entschiedenste widersetze und wie ich sofort sein Haus verlassen müsse. Er fügte hinzu, daß er mir einen Platz in

Westindien verschaffen könne, der sofort angetreten werden müsse; wolle ich dieses Anerbieten nicht annehmen, so könne ich meine eigenen Wege gehen. Da ich weder Verwandte noch Freunde hatte, blieb mir keine Wahl und als ich daher den Posten annahm, sagte Dein Vater mir, daß ich an demselben Abend auf der Zollbude sein müsse, da das Schiff im Begriffe stehe, abzugehen. Ich hatte gehofft, Dich noch vor meiner Abreise zu sprechen, da das Ganze aber im Verlauf von ein paar Stunden geordnet werden sollte, sah ich die Unmöglichkeit der Erfüllung meiner Wünsche ein; überdies kannte ich Deinen Vater zu gut, um nicht zu wissen, daß er dieses durch seine Eile gerade verhindern wollte. Ich mußte mich also dem Unvermeidlichen fügen und reiste mit bitterer Sorge im Herzen ab. Du wirst mir nicht zürnen, wenn ich Dir sage, daß ich Deinen Vater für einen harttherzigen Mann ansah; ich thue dies eigentlich auch noch, ich muß ihm aber doch dankbar sein, daß er mir eine Anstellung verschaffte.

Da ich überzeugt bin, daß Du mich nicht vergessen hast, meine geliebte Friederike, will ich Dir noch in der Kürze mittheilen, wie es mir seit unserer Trennung ergangen ist.

Das Haus, an welches ich von Deinem Vater eine Empfehlung hatte, nahm mich in seine Dienste; aber der Chef war ein dummer und dabei roher und brutaler Mann, der seine Untergebenen auf die rücksichtsloseste Weise behandelte.

Eines Tages, als er Besuch von einem Handelsfreunde, einem Mr. Richardson, hatte, wurde ich in's Comptoir gerufen, um einen Brief aufzusuchen, welcher in einem großen Packet Papier liegen sollte. Da ich denselben nicht finden konnte, wurde mein Prinzipal erst böse und ging darauf, als ich mich damit entschuldigen wollte, daß ich nach besten Kräften gesucht hätte, in völlige Raserei über und jagte mich aus seinen Diensten. Ich war in Verzweiflung, da ich nicht allein ohne Verwandte und Freunde, sondern auch weit von der Heimath entfernt war. Einige Tage ging ich in der Stadt umher, um Beschäftigung zu finden, obschon ich nach meiner Kenntniß der hiesigen Verhältnisse wußte, welche geringe Wahrscheinlichkeit dafür sprach. Zuletzt wurde ich von den ewigen Abschlägen ganz erschlaft und trieb mich eines Tages völlig gleichgiltig in den Straßen umher. Mehr, um mich einen Augenblick auszuruhen, als um etwas zu sehen, blieb ich vor dem Fenster eines Buchhändlers stehen, wo ich unwillkürlich ein paar Zeilen in einem aufgeschlagenen Buche las; es war eine Geschichte, die ich gut kannte, da sie öfter in den hiesigen Lesebüchern vorkommt.

Mr. Warren kommt als ein armer Knabe hierher, erduldet erst viel Schlimmes, wird dann aber von einem Manne in Dienste genommen, der seinen Fleiß und seine Ausdauer bemerkt und ihm deshalb später zu seinem Fortkommen hilft; zuletzt wird er selbst ein reicher Mann.

Es ist das dieselbe Geschichte, die wir unter anderen Variationen auch in Dänemark kennen und welche uns in

unserer Kindheit immer so tief rührt; in dem Augenblick aber, wo ich es las, wurde ich sehr bitter gestimmt. Der Anfang ist, als ob er für mich geschrieben sei, dachte ich unwillkürlich; es geht so leicht, daß ein armer Mensch in ein fremdes Land kommt und Noth leidet; aber der Schluß mit dem reichen Mann ist ein Zusatz des Dichters, ein alberner und unverantwortlicher Zusatz, sagte ich halblaut, weil er uns auf die Folterbank legt und uns das hoffen läßt, was doch niemals geschieht.

Ich hatte kaum den Gedanken zu Ende gedacht, als sich eine Hand auf meine Schulter legte und eine fremde Stimme mich auf englisch fragte: „Ist das nicht Mr. Storm?“ In dem ich mich umwandte, erkannte ich sofort Mr. Richardson, welcher an jenem unglücklichen Tage im Comptoir anwesend gewesen war. „Ja, nun erkenne ich Sie,“ fügte er hinzu, als er mich einen Augenblick betrachtet hatte; „haben Sie schon einen Platz gefunden?“

Ich antwortete ihm, wie ich mich vergebens bemüht habe, eine Anstellung zu erhalten, und daß ich nun die Versuche aufgegeben habe.

„Das darf man nie thun,“ sagte er, „die Kunst besteht gerade darin, dieses niemals zu sich selbst zu sagen und auszuharren, dann kommt die Hilfe früh oder spät. Haben Sie Lust, bei mir zu arbeiten, dann kommen Sie heute Abend auf mein Comptoir.“

Ich brauche Dir nicht zu sagen, welche Last sich bei diesem Anerbieten von meiner Brust wälzte und wie ich mich über den Zusammenhang zwischen dem, was ich soeben gelesen und gleich darauf erlebt hatte, wunderte. Ich fand in Mr. Richardson einen wohlwollenden und umgänglichen Mann und im Ganzen genommen sehr verschieden von den anderen Kaufleuten hieselbst; es verging nicht lange Zeit, bis ich sein Vertrauen gewann, und ich genieße jetzt soviel Güte und Wohlwollen, daß er mir in Wirklichkeit ein zweiter Vater ist.

Wie das zugegangen ist, weiß ich nicht, und wenn er es mir nicht selbst gesagt hätte, könnte ich mich versucht fühlen, es für einen Traum zu halten; aber vor einiger Zeit sagte er mir, daß er mich nach einigen Jahren als seinen Associé aufnehmen würde! Aber trotz dieses Glückes nagt stets etwas an meinem Herzen, die Sehnsucht nach Dir! Ich schwebe zwischen Hoffnung und Furcht; aber, obschon die Hoffnung stets siegt, kann ich doch den Gedanken nicht fern halten, daß unsere Liebe Dir mit der Zeit kindisch vorkommen könnte und daß Du auf den Gedanken kommen könntest, daß ich dasselbe dächte. Aber wisse, daß ich Dich niemals vergessen oder aufhören werde, Dich zu lieben. Was auch geschehen möge, ich denke nur an Dich, und werde ich einmal mein eigener Herr, komme ich nach Kopenhagen und hole Dich.

Dein getreuer

Nicolai.

Nachschrift. Diesen Brief sende ich durch den Steuermann Carstensen aus Kopenhagen; er hat mir versprochen, denselben in Deine eigenen Hände abzuliefern und ich hoffe, daß er sein Versprechen halten wird; ich sehe ihn für einen braven Mann an und wenn er wieder herüber kommt, kannst Du einen Brief durch ihn sicher befördern. Nichts in der Welt würde mich mehr freuen, als zu hören, daß Du mich nicht vergessen hast.

Friederike war abwechselnd roth und blaß geworden, während sie diese Zeilen las; als sie fertig war, sagte sie:

„Gott sei gelobt, daß wir diesen Brief fanden, Herr Carstensen. Er hat mir neues Leben gegeben; ich hatte bereits angefangen, die Hoffnung zu verlieren.“

„Es ist doch nicht etwas Schlimmes im Anzuge, mein Fräulein,“ sagte Carstensen, „denn Sie sind ja nahe daran, Thränen in die Augen zu bekommen.“

„Nein, gar nicht, im Gegentheil. Aber rufen Sie doch endlich die arme Laura herein; sie ist die Erste und die Einzige, die es zu wissen verdient.“

Laura blieb nicht lange fort und wurde von Friederike's freudestrahlendem Angesicht empfangen; sie flüsterte ihr zu, daß ein Brief von Nicolai gekommen sei; es kam allerdings ein Riß in ihre Freude, als sie sich erinnerte, daß der Brief ein Jahr alt sei.

„Sie versprechen mir wohl, Herr Carstensen, niemals von diesem Briefe zu reden,“ sagte Friederike.

„Ob ich es thue!“ erwiderte der Alte; „deshalb können Sie ruhig sein. Für's Erste würde es eine schlechte Weise sein, den jungen Herrn . . . wie hieß er doch — —“

„Storm.“

„Storm! — ganz richtig, so war sein Name. Für's Erste würde es eine schlechte Manier sein, Herrn Storm zu loben; und für's Zweite bin ich froh, Sie so einmal recht vergnügt zu sehen, mein Fräulein,“ fügte der alte Seemann hinzu, und sein ganzes ehrliches Angesicht strahlte.

„Aber wann kommen Sie wieder hinüber?“ fragte sie.

„Ja, sehen Sie, das kommt darauf an, ob ich einen Platz auf der „Najade“ bekomme. Ich habe das Schiff noch heute betrachtet, es ist das schönste Fahrzeug, welches man vor seinen Augen sehen kann. Ich habe mich nun einmal in dieses Schiff verliebt, und werde ich erster Steuermann auf demselben, komme ich auch nach Westindien; denn dahin soll, wie ich weiß, meine erste Reise gehen.“

Friederike wußte gut, wie unmöglich es ihr sein würde, Carstensen diesen Platz zu verschaffen, wenn ihr Vater ihn für einen Andern bestimmt habe, und gab ihm deshalb kein Versprechen, gelobte sich aber selbst, die Gelegenheit zu benützen, wenn sie sich bieten sollte.

Auf dem Nachhauseweg kam sie aus der einen Stimmung in die andere; der Brief von Nicolai hatte ihr die Vergangenheit lebhaft zurückgerufen und gegen die Hoffnung knüpfte sie dieselbe an die Zukunft, obschon sie sich gestehen mußte, daß sie das Labyrinth nicht durchschauen oder einsehen könne, auf welche Weise sie ihren Vater sollte umstimmen können.

Der ein Jahr alte Brief hatte für sie den Werth der Neuheit und vor Allem den Werth, den nur ein Liebesbrief hat; obschon sie denselben auswendig konnte, wurde er noch manchmal durchgelesen, als sie auf ihr Zimmer gekommen war; zuletzt versiel sie in Gedanken und fuhr auf einmal mit dem Ausrufe auf: „Aber das ist ja schrecklich, Nicolai weiß ja nicht, wessen er beschuldigt ist; ich habe ihn ja niemals davon unterrichten können, nun muß es aber sofort geschehen.“

Damit setzte sie sich zum Schreiben und erzählte ihm, was geschehen, seitdem er Kopenhagen verlassen, und welche Beschuldigung gegen ihn erhoben worden sei.

„Wer die Beweise, von denen mein Vater sprach, in Dein Pult gelegt hat,“ schrieb sie, „kann ich mir nicht denken, aber ich hoffe ebenso sicher, daß der Verbrecher entdeckt wird, als ich gewiß bin, Dich hier wieder zu sehen, mein einziger, lieber Freund. Viele betrübte Stunden habe

ich durchlebt seit Du fort bist; wenn die mir wieder erstattet werden sollen, dann muß die Freude groß werden, beinahe größer, als ich sie tragen kann.“

Als sie den Brief geendet hatte, verwahrte sie denselben in einer Schublade.

Am nächsten Morgen reiste sie mit ihrem Vater nach Helsingör, von wo sie auf die Fabrik hinausfuhr. Nyskow empfing sie mit unterthänigem Lächeln und gab einem Manne Ordre, den Grossirer aus dem Wagen zu helfen.

„Gut vom Kopf, Hans Peterfen, wenn Du beim Grossirer siehst,“ sagte Nyskow gebieterisch und in einem Tone, der Friederiken auffiel.

„Nun, nun, mein guter Nyskow, nicht so böse,“ sagte Frank; „wenn der Mann mir vom Wagen hilft, kann er nicht mit dem Gute in der Hand stehen.“

„Er muß, Herr Grossirer, er muß,“ sagte Nyskow lächelnd; „das weiß er auch sehr gut. Ich halte hier streng auf Disciplin.“

Der Grossirer war etwas verwundert über den anmaßenden Ton, den Nyskow sich zugelegt hatte, seit er Verwalter der Fabrik geworden war, nahm aber für den Augenblick keine weitere Notiz davon.

„Es ist am besten, daß wir zuerst die Fabrik besuchen, ehe wir in die Niederlage gehen,“ sagte Frank und entfernte sich, um sein Cigarrenfutteral aus dem Oberrock zu holen, welcher auf dem Wagenstiz lag.

In demselben Augenblick wandte sich Nyskow gegen Friederike und machte einen Versuch, den Cavalier zu spielen.

„Darf ich die Ehre haben, mein Fräulein,“ sagte er, und ehe sie wußte, wie ihr geschah, hatte er ihren Arm genommen und schickte sich an, mit ihr voranzugehen.

Seinen Augenblick sah Frank ihn verwundert an, darauf bot er Friederike seinen Arm mit den Worten:

„Meine Tochter geht mit mir, und“ — fügte er in einem Tone hinzu, den Nyskow von früher her gar zu gut kannte — „Sie haben die Güte, voranzugehen und uns die Arbeit zu zeigen.“

Wenn der Grossirer Frank die Wuth, die unter Nyskow's fortgesetztem Lächeln glimmte, hätte sehen können, würde vielleicht selbst er, trotz seines Phlegma's, sich etwas unbehaglich gefühlt haben; in diesem Augenblicke hatte er aber nur das Gefühl, daß ein Untergebener anmaßend gewesen sei und dergleichen ließ er nicht ungestraft hingehen. Wohl hatte ihm Nyskow bei Anlage der Fabrik Dienste geleistet, aber der leitende Gedanke war doch am Ende der Grossirer selbst; außerdem hatte er seinen Lohn um mehr als das Doppelte erhöht.

„Es gehört noch viel Geld dazu, Herr Grossirer, wenn die Sache ordentlich in Gang kommen soll,“ sagte Nyskow, als sie später die Angelegenheiten besprachen.

„So?“ sagte der Grossirer trocken.

„Ich meine, daß — —“ fuhr Nyskow fort.

„Sie meinen, daß ich so viel und so wenig Geld hineinstecke, als ich Lust habe,“ sagte Frank.

„Ich meine, daß ich jetzt soviel von der Sache verstehe,“ wandte Nyskow lächelnd ein, „daß mein Rath wohl gehört zu werden verdiente.“

Das war dem Grossirer zu viel, er behielt aber doch die Herrschaft über sich selbst und sagte mit einer Ruhe, die Nyskow weit mehr irritirte, als Festigkeit hätte thun können:

„Sind Sie verrückt, Mensch? Wissen Sie, mit wem

Sie reden, oder soll ich Ihrem Gedächtniß zu Hilfe kommen?“

Nyskow wurde für den Augenblick etwas verwirrt. Da er hier draußen auf eigene Hand lebte, hatte er sich nach und nach in die Vorstellung hineingehaust, daß er ganz allein regiere, und nun wurde er auf eine so nachdrückliche Weise aus seinem Irthum gerissen. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, daß dieser Besitz auf die eine oder andere Weise der seine werden, oder daß er mindestens als Compagnon in die Firma eintreten müsse, vielleicht, indem er die Tochter des Hauses heirathe. Diese Phantasien hatte er durch-einandergeworfen und war so mit ihnen verwachsen, daß er etwas verwirrt wurde, als er die Wirklichkeit bemerkte; da er aber fühlte, wie viel auf dem Spiele stehe und wie vorsichtig er sein müsse, zwang er sich mit einer Kraftanstrengung zur Unterthänigkeit zurück, die er zu lange abgelegt hatte, und war den Rest des Tages über der lächelnde, zukommende und unterthänige Nyskow.

„Ich will hier unten nicht so große Summen liegen haben,“ sagte Frank, während sie bei den Büchern saßen. „Was über dreitausend Thaler einkommt, müssen Sie mir direct nach Kopenhagen senden, ohne es hier die Nacht über liegen zu lassen. Ich erwarte in nächster Zeit eine größere Summe in Gold, welche über Helsingör geht und hier abgeliefert werden soll; wenn dieselbe anlangt, müssen Sie mir sie augenblicklich selbst nach der Stadt bringen.“

„Sehr wohl, Herr Grossirer.“

„Im Uebrigen soll der Betrieb noch innerhalb der Grenzen gehalten werden, in denen er sich jetzt befindet; ich habe vielleicht etwas zuviel hineingesteckt. Man kann nicht wissen, wie sich die Verhältnisse in Westindien gestalten, und falls der Zucker fallen sollte, würde ich große Verluste erleiden. Aber wir wollen jetzt die Zeit ansehen; stille Conjunctionen sind minder günstig, deshalb will ich vorläufig die Fabrik mit einer so kleinen Kraft betreiben, daß sie sich gerade bezahlt.“

„Sehr wohl, Herr Grossirer.“

Das war die ganze Ausbeute des Besuchs. Mit seiner lebhaftesten Phantasie hatte Nyskow sich von seinem Prinzipal geschmeichelt gesehen und in Gedanken bereits das Anerbieten, in das Geschäft einzutreten, angenommen; welcher Abstand war jetzt zwischen diesen Hoffnungen und der Wirklichkeit! Er war ein Mal über das andere zurechtgesetzt worden, noch dazu in Friederikens Gegenwart, und er hatte schlechte Aussichten, Millionär zu werden.

Ein gewöhnlicher Mensch würde sich eine Zeit lang geärgert und es darauf nach und nach wieder vergessen haben; aber Nyskow war nun einmal nicht von dieser Beschaffenheit. Ohne eine besondere Erziehung erhalten zu haben und ohne die mindeste Selbstkritik hatte er die Vorstellung genährt und gepflegt, daß er etwas ganz Außerordentliches und in Folge dessen berechtigt sei, den einen oder andern hervorragenden Platz einzunehmen. Seinen Feinden, der ihn daran hinderte, sah er für seinen Feind an, der durch jedes Mittel aus dem Wege geschafft werden müsse. Ein grenzenloser Ehrgeiz, auf's Aeußerste durch eine krankhafte Reflexion genährt, machte ihn zu Zeiten beinahe scharfsinnig, obgleich er nur einen ganz allgemeinen Verstand besaß, und gab ihm eine Thatkraft und Ausdauer, womit er in Diensten einer besseren Sache etwas recht Respectables hätte werden können. Aber so wie er sich jetzt einmal entwickelt hatte,

ging er in einer einzigen verzehrenden Leidenschaft auf, — er dürstete nach Rache.

Als Frank und seine Tochter fortfuhren, blieb er draußen vor der Fabrik stehen und sah dem Wagen nach, so lange er ihn erblicken konnte. Er war zufälligerweise an einem Steinpfeiler stehen geblieben und legte die Arme auf denselben, während er in die Luft stierte. Die Sonne schien ihm gerade in die Augen und blendete ihn, aber er bemerkte es nicht; wahnsinnige Gedanken von Rache rasten in seinem Gehirn und würden in diesem Augenblick jeden körperlichen Schmerz unterdrückt haben.

„Das ist also die Weise, in der Du mit mir redest!“ sagte er halblaut, während er in das glühende Lichtmeer sah. „Und ich, der bereits ein gutes Stück Weges vorwärts gekommen zu sein glaubte, ich bin noch nicht einmal beim Anfange. Hier muß also noch eine Weile gewartet werden, aber auch diese Zeit wird vergehen. — Je länger das Capital wächst, desto größer werden die Zinsen, und Du sollst sie bezahlen. Nicht ein Schilling soll Dir nachgelassen werden. — „Sie wollen vorausgehen und uns die Arbeit zeigen“ — als ob er mit einem einfachen Arbeiter rede. Ja, ich werde vorausgehen und ihm die Arbeit zeigen; und ein gutes, verantwortliches Stück Arbeit soll es werden. Wenn er an meine Thür kommt, um zu betteln, lasse ich ihn die Treppen hinunter werfen; — doch nein, das thue ich nicht, ich stoße ihn selbst mit den Füßen fort; das wird eine Zugabe, die ich nicht entbehren will.“

Er ging nach diesem Selbstgespräch in die Fabrik zurück, mit einem dämonischen Lächeln auf seinen Lippen, das ihm das Aussehen eines bösen Geistes gab.

Fünftes Kapitel.

In ein einfaches Wirthshaus in Helsingborg kamen eines Nachmittags ein paar Männer und verlangten zu trinken. Sie waren beinahe gleich gekleidet in blaue Seemannsjacken und Weinkleider von Segeltuch und trugen Südwester auf den Köpfen; es waren ein paar kräftige, wetterharte Gestalten mit ausgeprägten Gaunergesichtern.

„Gebt uns etwas zu trinken,“ sagte der Eine.

„Habt Ihr Geld?“ fragte die Wirthin.

„Geld? Woher sollten wir Geld haben? Das Geld ist in jetzigen Zeiten rar; aber, wir erhalten ja wohl Credit, denn wir haben ihn früher gehabt, — und nachher ehrlich und redlich bezahlt.“

„Erst Geld, dann bekommt Ihr zu trinken,“ sagte die Wirthin und begann zu stricken.

„Ach was,“ sagte der, der das Wort geführt hatte, „verschone uns mit Deinen Pöffen! Ich glaube, das Weib ist toll! Her mit den Getränken, und das gleich.“

„Nun, wenn Sie auf diese Weise beginnen,“ rief das Weib mit gellender Stimme, „nun, so thun Sie es auf Ihre Kosten. Probiren Sie es noch einmal, so lasse ich Sie von der Polizei hinauswerfen!“

„Halt's Maul, Thomas!“ sagte der Andere mit heiserer Stimme. „Du kannst ja warten, bis Herr Johansen kommt, dann wirst Du schon zu trinken bekommen.“

Bei dieser Aussicht schien sich Thomas zu beruhigen und streckte sich auf eine der Bänke; der Andere folgte seinem

Beispiel und Beide lagen bald in tiefem Schlaf. Eine Stunde später trat ein Fremder ein und fragte die Wirthin, ob zwei Männer angekommen seien.

„Welche beiden Männer meint der Herr?“

„Die beiden, mit denen ich vor einigen Tagen hier sprach.“

„Hier kommen so viele,“ sagte sie, „ich kann nicht wissen, welche der Herr meint; aber dort liegen ein paar und schlafen, vielleicht sind es diese.“

Der Fremde betrachtete sie; Thomas zeigte im Schlaf ein Gesicht, das in seiner Weise sehr vieles erzählte und selbst den Fremden zum Stutzen brachte. Man sagt, daß ein Schlafender merken könne, wenn Jemand ihn ansieht, und es sah wirklich aus, als ob dies der Fall sei; als der Mann ihn etwa eine Minute betrachtet hatte, kam eine Unruhe über Thomas und eine Bewegung in sein Gesicht, als ob er reden wolle; zuletzt wurde es ihm unerträglich und er wendete sich auf die andere Seite.

„Ich glaube, der Schuft hat unruhige Träume,“ sagte der Fremde zu sich selbst; „ich will hoffen, daß er nüchtern ist. — Haben die Beiden tüchtig getrunken?“ fragte er die Wirthin.

„Hier haben sie nichts erhalten, darauf kann sich der Herr verlassen,“ antwortete sie grinsend. „Solchen Lumpen gebe ich keinen Credit.“

„Es ist gut; gebt mir oben ein Zimmer und ruft mich, wenn sie im Verlauf einer Stunde erwachen.“

Er erhielt eine Dachkammer angewiesen, ohne darauf zu achten, wie elend sie sei; er wünschte nur Ruhe zu haben und sobald er allein war, drehte er den Schlüssel in der Thür um; darauf setzte er sich an's Fenster und sah hinaus über den Sund, wo die Nachmittagssonne zitternde Lichter auf die Wellen warf. Die Küste Seelands zeichnete sich klar und scharf auf der gegenüberliegenden Seite ab; die Schiffe strichen vor einem leichten Winde mit vollen Segeln vorüber; dann und wann kam ein Dampfschiff, welches dicke Rauchwolken ausfanfte, die langsam in der Luft hintrieben und wie dunkle Linien stehen blieben, bis sie später verschwanden. Ein einzelnes Lootsenboot flog vorüber und tummelte sich wie eine Möve auf den Wellen. Ein paar Lustboote legten an's Land und eine Gesellschaft ging hinauf in die Stadt unter Lachen und lauten Reden.

Er sah auf alles dieses und sah doch nichts davon, vertieft, wie er in seinen eigenen Betrachtungen war.

„Die Entscheidung naht,“ sprach er leise, „wird sie glücken?“

Er beschattete die Augen mit der Hand, um sich vor der Sonne zu schützen, und stierte hinüber nach der Küste, als ob er mit dem Blick einen bestimmten Gegenstand erfassen wollte.

Als die Sonne im Untergehen war, sah er auf seine Uhr und verließ das Zimmer. Während er die Treppe hinunterging, ärgerte er sich, daß sie knarrte, obschon dies an und für sich eine gleichgültige Sache sein konnte, und als er die Thür zur Gaststube öffnete, war eine gewisse Aengstlichkeit über ihm ausgebreitet.

„War Jemand hier, seit ich hinaufging?“ fragte er.

„Nein,“ sagte die Wirthin, „hier kommt Niemand vor dem späteren Abend; die beiden Männer schlafen noch.“

Er beugte sich über sie, stützte die linke Hand gegen die Wand, faßte mit der rechten Thomas am Nacken und

schüttelte ihn langsam, aber so derb, als ob er ihn ersticken wolle.

„Auf mit Euch, nun habt Ihr genug geschlafen,“ sagte er halblaut, aber mit einer gewissen eindringlichen Energie, die den Andern zum schnellen Erwachen brachte.

„Ah, Sie sind es, Herr Johnsen,“ sagte Thomas, indem er auffuhr, „mir träumte gerade von Ihnen. — Morten, der Herr ist hier,“ fügte er hinzu und weckte seinen Kameraden auf ziemlich unsanfte Weise.

Wenn blos die Rede von physischer Kraft gewesen wäre, würde der Fremde ohne Zweifel bei einer Schlägerei mit diesen Männern zu kurz gekommen sein; aber moralisch war er ihnen überlegen. Das Verhältnis zwischen ihnen war ungefähr wie das zwischen wilden Thieren und ihrem Wärter, wo jeder Theil seine Stärke kennt und nur auf schwache Augenblicke des Andern lauert. Bis zu einem gewissen Punkte hatte Johnsen diese Banditen in seiner Macht und konnte sie zum Gehorsam zwingen, selbst wenn sie ihn auch nur murrend leisteten; er wußte aber sehr gut, daß seine Herrschaft über diesen Punkt hinaus aufhörte.

„Giebt es nicht etwas zu trinken?“ fragte Thomas mit einer Mischung von Unterthänigkeit und Zubringlichkeit.

„Geben Sie Jedem einen Schnaps!“ sagte der Fremde zur Wirthin.

„Einen Schnaps, guter Herr! Einen Schnaps! Sie scherzen wohl?“ rief Thomas spöttisch.

„Haltet den Mund! Wollt Ihr den Schnaps nicht trinken, könnt Ihr ihn stehen lassen,“ sagte der Fremde.

„Nun, da sollte doch der — —“

„Halt's Maul,“ sagte Morten mit seiner heiseren Stimme und ergriff den Arm des Andern. „Du kannst Dir doch wohl denken, daß der Herr mit Dir scherzt, und brauchst nicht grob zu werden. Glaubst Du nicht, daß der Herr sehr gut weiß, daß er uns nicht von der Stelle bringt, ehe er eine Bowle Punsch giebt?“

Ein heiseres Lachen begleitete diese Rede.

Johnsen wohl mußte eine Ahnung davon haben, daß er an der äußeren Grenze seiner Macht stehe, die er nicht überschreiten dürfe, denn er verlangte eine Bowle Punsch.

„Aber dabei bleibt es, verlangt Ihr mehr, so lasse ich Euch sitzen,“ fügte er der Sicherheit wegen hinzu.

Thomas murmelte etwas davon, daß „es lächerlich mit solcher Knauferei sei,“ hatte aber doch eine Vorstellung davon, daß weitere Forderungen bestimmt zurückgewiesen würden, und fand sich deshalb darein, aufzubrechen, als der Punsch getrunken war. Sie gingen hinunter an den Strand, bestiegen ein Boot und steuerten hinüber nach Seeland. Während ihres Gespräches in der Schänke war die Dunkelheit eingetreten, und als sie jetzt vom Lande stießen, konnte man kaum eine Hand vor Augen sehen.

„Seht Euch an's Ruder, Thomas,“ sagte Johnsen, „und seht Euch vor, daß wir nicht auslaufen.“

„Wir kommen nicht hinüber, ohne zu kreuzen,“ sagte Thomas, indem er den angewiesenen Platz einnahm.

„Dummes Zeug,“ rief Johnsen zornig, „haltet Euren Mund und die Augen offen!“

„Dank Euch, Herr; aber die Augen mit sich zu haben, ist etwas schwierig in solcher Dunkelheit. — Doch wollen wir jetzt nicht vom Akkorde reden?“

„Vom Akkorde?“ fragte Johnsen verwundert.

„Ja, sehen Sie, es ist immer gut, eine Sache vorher in Richtigkeit gebracht zu haben, denn nachher kommt so leicht etwas in den Weg; nicht wahr, Morten?“

„Ja wohl,“ sagte dieser bekräftigend.

„Wir sind ja über den Akkorde einig,“ rief Johnsen. „Was habt Ihr denn nun eronnen?“

„Wir haben über die Sache nachgedacht, Herr Johnsen,“ fuhr Thomas fort, „und sind mit Ihrem Anerbieten nicht recht zufrieden. Es kann ja ganz gut sein, daß Sie die eine Hälfte nehmen und daß Morten und ich die andere theilen; aber gesetzt nun, daß wir nichts erhalten, so bleibt nichts für Sie und wir Andern sollen die andere Hälfte theilen; das ist aber verdammt wenig, sehen Sie. Könnten Sie uns nicht statt dessen Akkordearbeit geben? dann nehmen Sie den ganzen Kram und geben uns eine bestimmte Bezahlung, ob wir nun wenig oder viel erhalten. Ich nehme nun an, daß Sie wohl geneigt sein könnten, einem Jeden von uns einen Hundertthalerschein zu geben — —“

Wenn es einen Augenblick plötzlich helle geworden wäre, würde er vielleicht seine Forderung aufgegeben haben. Johnsen sah in die Richtung, wo Thomas saß, und sein Gesicht verzog sich auf eine so abscheuliche Weise, als ob er sich über ihn werfen und aus dem Boote stürzen wollte; aber der Mann, der keine Ahnung davon hatte, blieb ruhig sitzen und wartete auf Antwort.

„Wenn Ihr hier dummes Zeug machen wollt,“ sagte Johnsen mit zitternder Stimme, „dann könnt Ihr das Boot wenden und zurücksegeln, Ihr Spitzbuben!“

Es schien wirklich, als ob Thomas beschloßen hätte, dieser Weisung zu folgen, er drehte das Boot so weit, daß der Wind dasselbe auf die Seite legte und das Wasser über sie hineinpfeifte.

„Dreht ab, Schurke, sonst schlagen wir um!“ rief Johnsen.

„Mir ist das einerlei, einmal muß es doch sein,“ antwortete Thomas und hielt das Boot auf demselben Punkt; aber bedenken Sie sich schnell, guter Herr, sonst liegen wir da.“

„Ich gehe darauf ein!“ rief Johnsen, der bereits halb im Wasser war. In demselben Augenblick drehte Thomas das Boot in die alte Spur zurück und schlug den vorigen Cours ein.

„Sie sind doch ein Mann, mit dem man auskommen kann; das Lob müssen Sie haben,“ sagte Thomas grinsend, „und da ich weiß, daß Sie Wort halten, so sollen Sie auch sehen, daß Morten und ich flink bei der Arbeit sind.“

Als sie noch eine Weile gefegelt waren, sagte Johnsen leise:

„Könnet Ihr nun auch an's Land legen, ohne daß Jemand es merkt?“

„Seien Sie nur ruhig, ich habe eine Stelle hinter der hohen Bank dort voraus, wo Niemand uns sehen kann.“

Einen Augenblick darauf ließ die Fahrt nach, die Segel fielen schlaff herunter und das Boot scheuerte gegen den Sand.

(Fortsetzung folgt.)

Fürst und Waidmann.

Historische Novelle von Ludwig Biemssen.

(Fortsetzung.)

Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht waren sämtliche Forstbediensteten jetzt auf den Beinen und entfalteten eine Thätigkeit, wie nie zuvor; hatten's auch noth, wenn anders die strengen Befehle, die an sie ergangen waren, zur Ausführung kommen sollten. Denn es fehlte von Seiten der in ihrem bisherigen Erwerb empfindlich Getroffenen weder an List, die Verordnungen zu umgehen, noch auch an offener Gewalt, sich im Uebertretungsfalle aus den Händen des Beamten loszumachen; und so kostete es viel Mühe und unverdrossenen Fleiß, Ausdauer und kalte Entschlossenheit, bis man die Schuldigen auf der That ertappen oder die Widerspenstigen unschädlich machen konnte.

Für Fredelin war diese angestrenzte Thätigkeit eine wahre Wohlthat und kam zu gelegener Zeit, um ihn vor düsterer Grübeleien und melancholischer Versunkenheit zu bewahren.

Die erlauchte Unterredung der beiden Hofmänner hatte einen tiefen, schmerzlichen Eindruck auf ihn gemacht und ihm die heitere Harmlosigkeit geraubt, mit der er sich bisher der Gegenwart erfreut und in die Zukunft geschaut hatte. Sein Herz war heftig erschüttert, und nicht bloß von natürlichem Mitgefühl für die unglückliche, bellagenswerthe Fürstin, deren jeweilige Erscheinung im Schloßgarten ihn schon früher immer mit jener, der Jugend so wohl anstehenden Empfindung von opferfreudiger Verehrung für leidende Größe und Schönheit erfüllt hatte; der unerwartete Einblick in das Leben der Großen, in das beneidete Dasein der Gewaltigen dieser Welt, die vor seinen staunenden Blicken bisher auf lichten Höhen, unbeschwert von den Sorgen des Lebens gewandelt waren, hatte ihn mit Entsetzen erfüllt und ihm da einen gähnenden Abgrund gezeigt, wo er festen, sicheren Boden vermuthet hatte. Das machte ihn in seinen Begriffen von Leben und Glück seltsam irre, ja was ihm fast noch schmerzlicher war, es erfüllte ihn mit Zweifel an seiner eigenen Berechtigung zu Glück und jener süßen Befriedigung seiner Wünsche, die er doch mit allen Kräften seiner Seele anstrebte.

Wer war er, daß er auf ein Lebensglück hoffen durfte, daß selbst den Größten und Besten nicht gegönnt war; wie durfte er es vor Allen von denen hoffen, die selber unter der schmerzlichsten Versagung ihrer Wünsche litten? Woher sollte er jetzt noch den Muth nehmen, eine Theilnahme für sich und seine Liebesnoth von dem unglücklichen Fürsten zu beanspruchen, dessen eigenes Herz, wie er nun ja wußte, von tiefstem Kummer zerrissen war?

Ihm war, als müsse der Herzog schon beim ersten Blick aus seinen großen blauen Augen ihm die Mitwissenschaft um sein bitteres Leid ansehen und ihn zornig von sich stoßen, daß er es wagte, glücklich sein zu wollen, wo der Glaube seines Fürsten an Tugend und Redlichkeit, die Hoffnungen des Herrscherhauses, die Zukunft des ganzen Landes in bedrohlicher Weise in Frage gestellt waren.

Solche und ähnliche Gedanken bebrückten dem Jünglinge das Herz mit bitterer Qual, und wenn auch die angestrenzte Thätigkeit, welche der Tag ihm auferlegte, einigermaßen zerstreugend und erleichternd auf seinen Gemüthszustand wirkte, so verfiel er diesen schmerzlichen Grübeleien doch in den Stunden der Ruhe, in der Stille der Nacht um so widerstandsloser, und eine fast hypochondrische Stimmung bemächtigte sich des sonst so fröhlichen und unbefangenen Jünglings.

Manche Nebenumstände beförderten dieselbe. Seit fast einer Woche war er fern von der Hauptstadt in der Jaseriger Forst und ohne alle Nachricht von der Geliebten; nach jener glücklichen Stunde im Garten, wo er ihrer Gegenliebe sicher geworden war, hatte er sie nicht wiedergesehen, und der versprochene Bescheid auf seine Werbung hatte ebenso wenig zu ihm gelangen können, da selbst beim besten Willen der alte Eide nicht wissen konnte, in welchem Revier etwa sein junger Freund aufzufinden sei.

Alles dies stimmte Fredelin's Muth und fröhlichen Sinn tief herab, und es gab Stunden, wo er an einer glücklichen Lösung seiner Herzensangelegenheit völlig verzweifelte. Daß ihm auch in der Bewerbung um die ersehnte Försternstelle inzwischen längst ein Nebenbuhler zuvorgekommen sei und den schönen Preis davongetragen habe, davon war er fast überzeugt, und schmerzlich seufzte er bei der Rück Erinnerung an seine einstige vertrauensvolle und hoffnungsreiche Stimmung.

Wäre jetzt der Fürst durch's Revier geritten und hätte ihn auf sein verfürtes Antlitz, auf seine bleiche Gesichtsfarbe und die Lässigkeit seiner Bewegungen hin angerebet, er hätte wohl kaum den rechten Muth gewonnen, darauf zu antworten, geschweige denn seine Bitte um die ersehnte Försterei vorzubringen.

Diese tiefe Niedergeschlagenheit des sonst so frischen und unermüdblichen jungen Waidmannes mußte endlich, so sehr er sich im Dienst auch bezwang, seinen Genossen auffallen, und da er bei denselben aufrichtig beliebt war, so erregte sein Zustand ihre herzliche Theilnahme.

Als er daher an einem stillen, sonnigen Nachmittage mit einem alten Forstknechte zusammen beschäftigt war, ein paar junge Uhu's auszuhorsten, und dabei wieder so ganz seine frühere Lebendigkeit und Gewandtheit vermissen ließ, setzte plötzlich sein Genosse, der ihn bereits seit einiger Zeit kopfschüttelnd beobachtet hatte, den Käfig zur Erde, faßte den schweigsamen, düsterblickenden Jüngling am Arm und sprach:

„Nun, laßt es nur bleiben, Fredelin, und tretet bei Seit'. Kranker Muth macht schlechte Arbeit. Armer Junge, sag', was Dich quält, ob man Dir helfen mag. Uhu's gern, daß sei versichert!“

Ueber Fredelin's blasse Wange flog eine jähe Röthe, und mit einiger Heftigkeit entgegnete er: „Was redest Du, Hartlieb? Wie meinst Du, daß mir sei? Nicht anders, als immer!“

„So?“ erwiderte der alte Holzknecht in gebühnem Tone, während er über das Antlitz des halb zornigen, halb bestürzten Leibjägers einen klaren, schelmischen Blick hingeleiten ließ. „Nun, dann laßt Euch von einem alten Kerl erzählen, was Ihr vielleicht noch selber nicht wißt, daß Ihr verliebt seid und Leid darum tragt, weil es Euch nicht nach Wunsch geht. Ge, wie steht's nun?“

Fredelin war äußerst betroffen und erwiderte, mit einem unsicheren Blick in das gutmüthig muntere Gesicht des alten Gefährten, ausweichend: „Du träumst, Hartlieb! Woher möchtest Du das wissen und ersehen?“

„Nun, es braucht wohl keiner geheimen Künste, um das zu erkunden,“ sprach der Holzknecht lachend; „bin auch mal jung gewesen, mein Bub', und hab es erfahren, daß Stroh in den Schuhen und Lieb' im Herzen überall heraus gucken. Und weiter weiß ich: Was liebt, das betrübt. Heiliger Medardus, was könnt sonst auch einem frischen Knaben, wie Dir, den die ganze Welt anlacht, seinen Sinn also verflören, daß er ausschaut wie ein krankes Huhn, wenn es nicht Leid um die verwünschten Weiber wär'. Nein, es ist schon so und läugn's nimmer. Sag lieber, ob ich Dir von Deinem Kummer abhelfen kann, denn wahrlich, es geschieht gern!“

Mit solchen und anderen Worten drang der alte Holzknecht gar herzlich auf Fredelin ein und gewann in Lieb' und Widerred' dem armen Knaben, dessen Herz von Kummer und Trübsal übervoll war, endlich wenigstens so viel Vertrauen ab, daß dieser gestand, es sei ihm um die entfernte Geliebte weh, und er könne die Ungewißheit, in der er noch mit der Mutter steh', keinen Tag mehr ertragen.

Der alte Hartlieb stimmte gleich für den kürzesten und geradesten Weg, um aus dieser Schwierigkeit herauszukommen, indem er Fredelin rieth, noch selbigen Tages gegen Stettin aufzubrechen und sich Trost und Gewißheit zu holen.

„Weiß wohl noch, wie einem zu Muthe ist in solcher Bedrängniß,“ setzte er herzlich hinzu, „und Widerstreben nützt nur ein Weil und macht es schlimmer. Mußt doch hin, mein Bub'; Frauenhaar zieht mehr, als ein Glockenseil, und darum — je schneller Du Dich entschleifest, desto besser ist's. Wirst doch nicht eher ein ganzer Kerl, als bis Du der Liebesorg' erlebigt bist.“

Das leuchtete auch unserm Fredelin ein, und sein Auge funkelte, wenn er die Möglichkeit bedachte, noch selbigen Tages die Geliebte sehen, vielleicht gar sprechen und von ihren holden Lippen sich Trost und Muth holen zu können.

„Aber wie kann ich fort!“ warf er dann wieder mit aufsteigender Bedenklichkeit ein; „die Ordre zum Dienst im Revier ist ja so streng, daß schier Niemand Urlaub bekommt, und wollt' ich es gleich versuchen, so wär der Oberförster nicht einmal zu erreichen, da er seit gestern mit Rikel und Bortig nach dem Hirschruf ist und wohl kaum vor Morgen zurückkehrt.“

„Nun, so gehst Du eben ohne Urlaub,“ entgegnete Hartlieb gleichmüthig, „und das, ehe Du noch eine Stunde älter geworden. Bis gegen die Vesper kannst Du in Stettin sein, wenn Du tapfer ausstreichst, dann hast Du den ganzen Abend vor Dir, Rundschaft einzuziehen und Dir das Herz zu verneuern, und während der Nacht kehrt Du zurück. Mit Tagesanbruch bist Du wieder auf dem Posten, und keine Seele ahnt, daß Du fort warst. Derweil seh ich hier zum Rechten, und kommt Jemand, nach Dir zu fragen, so bist Du zum Bruch hinunter, daß die Kerle vom Sandhof nicht wieder

die Heerde in die Schöning treiben, oder siehst nach den Waldfeuern und wehrst gelegentlich den Streusammlern, daß sie nicht in die Dickungen hineinkommen. Da mag Dich Einer suchen! Laß mich nur machen; geh, wohin Dich Dein Herz zieht und triff mich mit Tagesanbruch in dem Wärrerhüttchen am Herrenkamp. Da soll ja unser Nachtquartier sein.“

Fredelin befann sich nicht länger, die Sehnsucht war zu groß, und so trennte er sich mit einem dankbaren Handschlag von seinem Genossen, um alsbald aufzubrechen und dem ersehnten Ziele zuzustreben.

Es war noch hoch Nachmittag, und die Sonne schien warm und klar auf Wald und Flur herab; aber ein milder Windhauch flüsterte in den Wipfeln der Bäume und säfelte kühl und erquicklich die heißen Wangen des Jünglings. Mit der ganzen Elasticität der Jugend verfolgte er, ohne auch nur einen Augenblick zu ruhen, stark ausgreifenden Schrittes stundenlang seinen Pfad.

Hagen war bald erreicht; wie freundlich lag es da am sanften Abhange des Hügels; eine Stunde weiter und auch Falkenwalde lag hinter ihm, noch immer hemmte der Jüngling seine Schritte nicht. Erst als er hinter Polchow um die Waldecke bog, und in duftiger Ferne die alte, ehrwürdige Residenz mit ihren hohen Kirchen und stattlichen Thürmen vor seinen entzückten Blicken aufstieg, da athmete er tief auf und begann langsamer zu schreiten, während seine Phantasie die nächsten Stunden vorahnend durchkostete und mit allem Reiz erfüllter Wünsche schmückte.

Die Hauptstraße vermeidend, schlug er, im Weichbild der Stadt angekommen, versteckte und einsame Pfade ein, die ihn bald, wenn gleich für sein ungeduldiges Verlangen noch immer nicht schnell genug, in die stille Vorstadt hinausführten, wo hinter blühenden Bäumen das traute Dach ihm entgegen winkte, unter dem die Geliebte weilte. Wie schlug sein Herz, als er die grünbemoopte First mit dem nun auch schon bewohnten Storchneste erblickte; fast raubte sein ungestümes Klopfen ihm Muth und Athem, und er mußte sich einen Augenblick an den Stamm einer alten Sturmweide lehnen, um sich zu sammeln und einen festen Entschluß über seine nächsten Schritte zu fassen.

Sollte er gleich hinüber eilen und sich ohne weitere Vorbereitung von Mutter und Tochter Gewißheit holen, — oder war es besser, vorerst beim alten Segeband anzusprechen und zu hören, wie drüben Alles stünde? — So viel er unterwegs auch darüber gegrübelt: jetzt im entscheidenden Augenblicke schwankte er und rang mit einer Ungewißheit, die ihm seine gehobene Stimmung übel verkümmerte. Endlich entschloß er sich, doch bei seinem alten Freunde erst Kunde einzuziehen, ob die Mutter denselben vielleicht schon mit einem Auftrage an ihn betraut, wie sie versprochen, und wollte dann darnach seine weiteren Schritte einrichten.

Nicht ohne Bangen, im nächsten Augenblick vielleicht sehr unerwünschte Kunde zu erhalten, klopfte er an die Pforte des alten Waidmanns an; aber drinnen blieb Alles still. Er klopfte noch einmal, da antwortete von innen ein langgehaltenes verdrüßliches Pfeifen, aber keine Hand schob den Riegel zurück, und auch als er zum dritten Mal schon ziemlich hoffnungslos an die Pforte hämmerte, schlug nur ein grämliches Krächzen an sein Ohr.

Offenbar war der Alte ausgegangen, und der Nabe, der vielleicht in irgend einem Winkel ein Schläschen gemacht,

drückte seinen Verdruf über die unwillkommene Störung durch die vernommenen Laute aus.

Was blieb nun zu thun? Fredelin war sehr betroffen durch diesen Fehlschlag, und es wollte ihn fast als eine böse Vorbedeutung bedünken, daß auch sein zweiter Gang ohne erwünschten Erfolg bleiben werde. Bedrückten Herzens verließ er des Alten Thür und schritt über die Straße dahin, doch nicht geraden Weges auf das klirrende Pfortlein zu, hinter dem aller seiner Wünsche Ziel lag, sondern er umkreiste Hütte und Garten in weitem Bogen, bis er endlich einen wohlbekanntnen Punkt, eine hügelartige, mit Birken bewachsene Erhebung erreicht hatte, von wo einem scharfen Auge ein freier Ueberblick über den Garten der Frau Gertrud so wie über die daran stoßende Wiese vergönnt war, ein Beobachtungsposten, von dem aus Fredelin schon manches Mal der Geliebten Thun und Treiben überwacht und sich ihrer frohen Geschäftigkeit erfreut hatte.

Hier warf er sich in's Gras und starrte unverwandt nach dem Hüttchen hinüber, ob sich nicht die Thür öffnen, und die Geliebte seinen sehnennden Blicken sich zeigen wollte. Vielleicht sah er auch den alten Eide von dort herauskommen und erfuhr von ihm, wie es drinnen stünde, oder erkundete wenigstens an Ein- und Ausgehenden, ob noch andere Leute im Häuschen verkehrten.

In hanger Ungebuld schwand ihm die Zeit hin, schon neigte sich die Sonne zum Untergange, und noch immer wollte sich drüben kein Lebenszeichen ergeben. Hätte nicht die Leinwand dort unten noch auf dem kleinen Bleichplatz gelegen, wo Richsa's fleißige Hand sie jeden Morgen anpföckte, des Tages zu wiederholten Malen begoß und Abends zum Hereinholen aufrollte, er hätte in der Bangigkeit seines Herzens auf den Glauben verfallen müssen, das Häuslein sei von seinen Bewohnerinnen verlassen. So hielt er sich aber an der Erscheinung der lichten, weißen Leinwandstreifen fest und wollte nur noch des Augenblicks harren, wo die Theure kommen würde, sie hinein zu holen. Der Zeitpunkt konnte nicht mehr fern sein, und dann — doch still: dort klirrte hinter dem Fliedergebüsch — er hörte den feinen metallischen Klang ganz deutlich bis hier herauf — die Rinne des Gartenpfortleins, und gleich darauf schritt eine weibliche Gestalt den gewundenen Pfad zur Hüttenthür daher.

Fredelin strengte sein Auge nach Möglichkeit an, die Verhüllte zu erkennen, aber es gelang ihm nicht. Doch war es nicht Richsa's schlanke Gestalt, nicht ihr schwebender Gang, nicht die freie, schöne Art, das jugendliche Haupt zu tragen, wie er sie an ihr kannte und liebte; nein, es war eine ältere Matrone, die jetzt sich niederbückte, ein Zweiglein dusterer Raute zu brechen, und dann in langsamer, bedächtiger Bewegung die Hüttenthür öffnete, hinter der sie verschwand, den Laufsteg in quälender Ungewißheit zurücklassend.

Doch sollte dieselbe nicht lange dauern; noch ein Viertelstündchen, und wieder öffnete sich die Hausthür; diesmal aber trat die Heißersehnte selbst hervor und wandelte, die Arme in einander verschlungen, einige Male den kleinen Garten auf und ab.

Fredelin's Herz klopfte zum Zerpringen; er wendete die Augen keine Secunde von der lieblichen Gestalt ab, folgte sehnsuchtsvoll jeder ihrer Bewegungen: als er sie an dem lieben, traulichen Plätzchen, wo des Ohms Schalkheit sie Beide damals zusammengeführt, wo sie unvergeßliche Minuten seligsten Glückes im ersten Austausch ihrer Empfindungen verlebte

hatten, sinnend einige Minuten verweilen sah: da bezwang er kaum den Sturm aufwallenden, leidenschaftlichsten Verlangens, daß er nicht zu ihr eilte und, möchte es sehen, wer da wollte, von ihren Lippen noch einmal sich Gewißheit seines Glückes erholte.

Doch hielt er noch an sich, denn im nächsten Augenblick hatte sich Richsa gewendet und kam nun langsam den Gartensteig herab, offenbar, um auf der Wiese nach der Leinwand zu schauen, und nun ergab sich die beste Gelegenheit zu Wiedersehen und ungeförter Zwiesprache. Denn dort, wo die langen, weißen Streifen sich auf dem grünen Rasen hinzogen, war in der hohen Ligustrum-Hecke, die sonst den ganzen kleinen Bleichplatz dicht umzog, ein Einschnitt gemacht, um aus der nahen Fernitz leicht das nöthige Wasser zum Besprengen der Leinwand holen zu können, und durch diesen Paß konnte Fredelin rasch und ungesehen zu ihr gelangen.

Raum hatte er daher bemerkt, daß sie den Garten verlassen, als er aufsprang und ohne Zögern, aber gegen beobachtende Augen vorsichtig hinter Gebüsch gedeckt, der bezeichneten Richtung zuelte. Am Fuß des Hügels nahm ihn ein tiefer, aber trockener Graben auf, in dem er gebückt vorwärts schlich und so nach wenigen Minuten an der Hecke anlangte, die ihn noch von der Geliebten schied. Jetzt war er der Oeffnung gegenüber, und als er sich hinter dichtem, üppig grünendem Erlenausschlag vorsichtig aus seiner gebückten Stellung erhob, sah er zu seinem Entzücken, wenige Schritte entfernt, die Theure wie in Gedanken versunken, still und regungslos dastehen und durch die Lücke in der grünen Wand hinüber über Feld und Fluß nach dem fernen Walde schauen, der den Horizont mit dunkler Linie säumte, — derselbe Wald, von dem aus er so manchmal heimkehrend zu Fuß und zu Roß am Hüttlein vorübergezogen war, der auch damals sein Ziel gewesen, als er in der festlichen Frühe des Ostermorgens die Theure wie eine frische, liebliche Blume unter der blühenden Dornhecke entdeckt hatte.

O, und da stand Richsa nun, so still und gedankenvoll in der ganzen holden Schönheit ihres Wesens, und ahnte nicht, daß ein paar treue, braune Augen, an die sie Tag und Nacht gedenken mußte, hinter dem dichten Busche hervor auf ihr Antlitz gerichtet seien; daß der, den sie ferne wähte, fast im Bereiche ihres Armes auf seinen Knien liege und sich in stiller Seligkeit ihres Anblickes nicht ersättigen könne!

Fredelin meinte, sie nie so schön und lieblich gesehen zu haben, wie jetzt, wo ein rosiger Abglanz der untergehenden Sonne auf ihrem Antlitz lag, und ein leichtes wehendes Abendlüftchen in ihrem Haar spielte, — sie selbst so still und hoch und ernst, so wehmüthig ahnungsreich und inniger Gedanken voll. Stunden-, Tagelang hätte er so liegen mögen auf seinen Knien, vor ihr und aller Welt verborgen, und sich an ihrem holden Anblick berauschend, in vollen seligen Zügen in sich saugend das reine Glück ihrer Nähe.

Doch da, — wie er die Zweige des Erlenbusches noch ein wenig mehr zur Seite bog, das liebliche Bild ungehinderter zu genießen, da knackte ein dürrer Ast und blieb ihm in der zitternden Hand. Ein leichter Aufschrei aus dem Munde des erschrocknen Mädchens, eine schnelle Wendung zur Flucht, da sich's im Gebüsch regte, eine abwahrende Bewegung der Hand, — aber im nächsten Augenblick ein leiser, wonniger Jubelruf, ein freudeverklärtes Antlitz, und in den umschlingenden Armen des Geliebten vergaß sie Schreck und Flucht. —

Selige Minuten unaussprechlichen Glückes, da wieder Brust an Brust ruhte, und die heißen, glühenden Rippen wie verschmachtend wieder und immer wieder einander suchten, jeden Laut zurückdrängend, der von der überströmenden Wonne des Herzens Kunde geben möchte! — Wie verging die Zeit darüber so wunderbar schnell; schon war die Sonne des Zusehens müde geworden und hatte sich mit erhitztem Antlitz hinter Wald und Hügel zurückgezogen; ein kühles Lüftchen war aufgesprungen, und das Zeisigpärchen, das inzwischen seinen Abendgesang beendet hatte, war in's Nest geschlüpft, das in der Ligustrum-Hecke stand; aber die Liebenden sahen und hörten noch immer nichts, bis das Geläut heimkehrender Heerden sie aus ihrer seligen Vergessenheit endlich aufschreckte.

Wie war es plötzlich so spät geworden! Richsa mußte eilends in's Haus zurück. In fliegender Hast also nur noch die nöthigsten Mittheilungen, daß die Mutter seit einer Woche wieder einen recht heftigen Fieberanfall gehabt, und daß es viel Sorge und Angst gegeben, und daß die Ruhme Häuser aus Damm zur Pflege gekommen sei, — auch ihren Sohn, einen jungen, hübschen Bildschnitzer, zuweilen mitgebracht habe; und daß es eine sehr traurige und einsame Zeit gewesen, wo sie, die Erzählerin, schon geglaubt habe, ganz verlassen und vergessen zu sein.

Diese Vermuthung rief ein lebhaftes „Nimmermehr!“ von Seiten des aufgeregten Frebelin hervor, der auch den Versuch machte, seine Beihuerung noch eingehender mit den Rippen zu bekräftigen, was aber für diesmal als zu zeitraubend abgelehnt werden mußte. Der Augenblick drängte; die Mutter mußte ihr Abendstüppchen haben, auch die Ruhme entbehre noch eines Imbisses, so mußte denn für diesmal geschieden sein.

Dagegen hatte freilich Frebelin noch lebhaftere Einwendungen zu machen und unendlich viel zu fragen; aber nur die Hauptsachen konnten noch beantwortet werden. So erfuhr er denn in der Kürze, daß die Mutter mit Richsa über ihn gesprochen, und da sie nun von der Gegenseitigkeit der Liebe überzeugt sei, wider eine Verbindung nichts einwenden werde, wenn Frebelin erst einen eigenen Herd habe und eine Frau heimführen könne. Bis dahin aber behalte sie sich durchaus freie Hand vor, und es scheine, als rede ihr die Ruhme zu, eine Bewerbung ihres Sohnes, des Bildschnitzers, der in gutem Verdienst stehe und einen Hausstand aufrichten könne, zu begünstigen; denn die Sorge, es möchte ein plötzlicher Tod sie wegraffen, ehe sie im Stande gewesen, die Zukunft ihres Töchterleins sicher zu stellen, quäle sie offenbar sehr und lasse sie nach allen Seiten hin ausschauen, von wo ihr eine Beruhigung entgegen winke.

Richsa's vorhin so glänzenden Augen trübten sich bei den letzten Worten, und ein leichtes Thränen hing an den langen Wimpern; doch bezwang sie die aufsteigende Wehmuth kräftig, als sie sah, wie auf Frebelin's Antlitz zärtliche Liebe, Schmerz und Sorge kämpften, und sie beeilte sich, dem Geliebten die feste Versicherung zu geben, daß sie ihm, trotz aller Hindernisse und Widerwärtigkeiten treu bleiben und keinem Anderen, sei er auch der Reichste und Beste, je ihre Hand reichen werde. Ihres Mütterleins Leben werde Gottes und der heiligen Gertrud hilfreiche Gnade ja auch ferner behüten und erhalten; sie siehe tagtäglich inbrünstig darum.

Ein inniger Blick aus Frebelin's feuchtschimmernden Augen, ein warmer, treuer Händedruck lohnten dem holden Mädchen, und was ihr der Geliebte, der sie zum Abschied

noch einmal sanft und zärtlich umschlang, dann hastig und tief erregt in's Ohr flüsterte, mußte ihr wohl auch nicht missfallen; denn ein glückliches, liebliches Lächeln, dem eine heiße, glühende Röthe folgte, überflog wie ein Sonnenlicht das liebe, etwas bleiche Antlitz, und daß sie, einem lecken, zärtlich zuversichtlichen Blicke des Jünglings begegnend, plötzlich die kleinen weißen Zähne zusammenbiß und mit eigenthümlich leuchtenden Augen ihm die kurzen braunen Locken zaufte, bis er um Gnade bat, das konnte auch wohl kaum als ein Zeichen des Jornes angesehen werden. Wenigstens war ihr Blick, als sie sich dann auf einmal losriß, mit flüchtigen Schritten den kleinen Abhang zum Garten hinauflief, und sich dort noch einmal nach dem Verlassenen umsah, kein durchaus entmuthigender für den armen Frebelin; ja, er hätte darauf schwören wollen, daß ihm die schlanken bräunlichen Finger, die sie an die Rippen gelegt hatte, einen innigen Abschiedsgruß zuwinkten, und als nun der letzte Schimmer ihrer lieben Gestalt hinter der Weißdornhecke verschwunden war, warf sich der thörichte Knabe selig lächelnd in's Gras, und sein ungestümes Herz pochte vor Glück und Wonne fast athemraubend in der Brust.

Lange lag er, in süße Gedanken und Pläne verloren da, der Umgebung völlig vergessend. Er hätte die ganze Nacht hier liegen bleiben mögen, die schlummerlosen Augen auf das traute Hüttlein gerichtet, das seines Herzens Wonne umschloß, auf das Pförtlein, hinter dessen Gitterstäben der letzte Schimmer ihrer lieblichen Gestalt entschwunden war, sehnsüchtig des rothen Morgens harrend, der die Theure wieder in's Freie, an die Tagesarbeit, in den Bereich seiner Augen führte.

Aber da klangen Töne zu ihm herüber, die ihn aus seiner Versunkenheit aufschreckten und an das Bedenkliche seiner Lage mahnten. Langgezogene Klänge von Waldhörnern kamen von drüben jenseits des Wassers herüber durch die stille Abendluft geschwommen und schlugen erinnernd an sein Ohr; er mußte ja eilen, auf seinen Posten zurückzukehren; wenn Jemand seine Abwesenheit entdeckte, — er mochte nicht daran denken, und sein junges, ehrbegieriges Herz schwoll ungestüm bei der bloßen Möglichkeit, Tadel und Unzufriedenheit auf sich zu ziehen.

So raffte er sich auf, warf noch einen Blick umher, auf das niedere Dach, auf Garten und Feld, den ganzen trauten Schauplatz ihrer emsigen Thätigkeit und trat mit einem Seufzer entsagungsvoller Wehmuth seinen Rückweg an. Aber je weiter er sich von dem Hüttlein entfernte, desto schwerer wurde ihm das Herz, und die Gestalten der werbenden Ruhme, des nebenbuhlerischen Bildschnitzers, selbst der kranken Mutter stiegen drohend und beängstigend vor ihm auf.

Wenn sie seine Abwesenheit auch ferner noch benutzten, um ihm die Geliebte zu entfremden, wenn unglückliche Umstände ihre Absichten förderten, sie gar zum Ziel führten: eiskalt überlief es ihn, und unwillkürlich hemmte er, wie unentschlossen, seinen hastigen Schritt. Doch nicht für lange. Bald schritt er gefaßt seines Weges weiter; er konnte der liebevollen Versicherung Richsa's nicht misstrauen, und ihrer Worte gedenkend, stimmte er sich bald selbst wieder zur Ruhe und Sicherheit.

Doch wollte er Stettin nicht verlassen, ohne den alten Eide gesprochen zu haben, von dem er nähere Nachrichten über Frau Gertrud's Stimmung in Betreff seiner erwartete, und den er der Geliebten, als Schutz und Beistand gegen etwaige Bedrängung durch die Verwandten zurückzulassen gedachte, darum kam er in weitem Bogen wieder auf des alten

Hütte zurück. Aber sein wiederholtes Pochen war auch diesmal vergebens, und er mußte sich endlich begnügen, einem kleinen flachshaarigen Nachbarsjungen, der vom nahen Anger ein paar magere Ziegen heimwärts trieb, eine für den Alten bestimmte Botschaft anzuvertrauen, nicht ohne Sorge freilich, daß dieselbe von dem grelläugigen Duden schon in den nächsten Minuten vergessen sein werde.

Doch ließ sich augenblicklich nichts weiter thun, und so machte er sich denn nach einem letzten, sehnächtigen Blick auf das liebe Häuschen drüben endlich auf, um in einer auch dem Alten bekannten Herberge etwas an Speise und Trank zu sich zu nehmen und einer Zusammenkunft mit dem würdigen Freunde zu harren; dann aber, wenn er in traulicher Zwiesprache sein Herz entlastet, mit verdoppelten Kräften seinen Rückweg anzutreten.

Siebentes Kapitel.

Es war spät Nacht geworden und in der Herberge „zum Eichen“ herrschte tiefe Stille. In dem großen rauchgeschwärzten Gastzimmer zur ebenen Erde hatten sich die Fremden, fahrende Leute, Bettelmönche, Händler, dienstlose Kriegsknechte und ander Volk längst auf das Strohlager hingestreckt, das den festgestampften Estrich hochaufgeschüttet bedeckte, und schliefen, in ihre Mäntel oder große Kofbeden gehüllt, den tiefen Schlaf der Ermüdung nach anstrengendem Tagewerk.

Das Licht einer kleinen, düsterbrennenden Lampe, die in einem entfernten Winkel des Zimmers unsicher flackerte, warf seinen schwankenden Schein über die Schläfer hin, ein wunderliches Spiel von Licht und Schatten erzeugend, und beleuchtete noch am entgegengesetzten Ende des Zimmers die dunkle Gestalt eines Gastes, der vor dem mächtigen Eichentische unter dem Fenster auf einer Bank kauerte und, das Haupt auf die gekreuzten Arme gesenkt, eines unruhigen Schlummers zu genießen schien. Denn von Zeit zu Zeit fuhr er aus seiner ruhenden Stellung auf, um einen raschen, forschenden Blick durch das düstere Fensterlein hinaus zu thun; oder er trat vor die niedere Ausgangsthür in's Freie und horchte fröstelnd in die stille Nacht hinaus, eines Kommenden harrend, um im nächsten Augenblick mit verdoppelter Ungeduld in's Haus zurückzukehren und seinen Sitz wieder einzunehmen.

Wie er sich wendet und, das Haupt in die Hand gestützt, sinnend in's Licht starrt, erkennen wir Fredelin Redeko, der mit Schmerzen der Ankunft des alten Eide wartet, bis jetzt leider vergeblich.

„Er kommt nicht,“ marmelte er halbblau vor sich hin, und ein schmerzlicher Zug von Verzichtleistung lagerte sich auf seinem hübschen Gesicht, „er kommt wahrlich nicht. Harren nutzt nichts; der Mond ist herauf, und ich muß fort. Es ist die höchste Zeit! — Hum! — So hat der heuchlerische kleine Bub' mich betrogen, das Geld eingesteckt und dem Alten nichts gesagt. — Was fang' ich an?“

Nachdenklich begann er, an einer von seiner Mahlzeit übrig gebliebenen Brodrinde zu kauen, während seine Rechte in mechanischer Spielerei mit dem Jagdmesser Böcher in den Tisch bohrte, als plötzlich von draußen ein leichter Schlag

an's Fenster geschah, und gleichzeitig schwere, ungleiche Trüfte im knirschenden Sande hörbar wurden.

Fredelin fuhr im frohen Schreck von der Bank empor und eilte zur Thür, der nächste Augenblick sollte beweisen, wie ungerecht er den kleinen Gaissbuben beschuldigt, denn wie er in's Freie trat, stand im blassen Schimmer des Mondes der alte, treue Eide vor ihm, schnaufend vor Eile und vor der Anstrengung des Weges.

Fredelin streckte ihm in fröhlicher Rührung beide Hände entgegen.

„Seid Ihr es wirklich, Ohm Eide? O, tausend Dank, daß Ihr gekommen und nicht einmal Eure Nachtruhe habt schonen mögen: fürwahr, ich bin herzlich froh, Euch noch zu sehen.“

Der Alte schnappte nach Luft und rieb sich die Stirn mit einem übel aussehenden Tüchlein trocken.

„Ja, was zum Teufel treibst Du denn für Sachen, Junge,“ stieß er in Absätzen keuchend hervor. „Bist Du toll geworden? Was soll's denn, daß Du einen alten lahmen Kerl mitten in der Nacht eine Viertelmeile Wegs daher narrest? Hol's der Gutzguch! Hätte nicht der Mond droben zu rechter Frist seine Leuchte angezündet, Hals und Bein hätte ich brechen mögen, wie ich über den Mordsweg daher gestürmt!“

„Verzeiht, Ohm,“ entgegnete Fredelin etwas betroffen „ich meinte nicht, daß Ihr so spät kommen würdet, und habe schon seit Anbruch der Nacht Euer geharrt.“

„Das ist es eben!“ grollte der Alte weiter; „was treibst denn für Fragen, daß Du nicht selbst kommst und frei von der Leber weg sprichst, anstatt hier in der Höhle zu hocken und die Leut' bei nachtschlafender Zeit zu berufen, als sähest Du in Bann und Acht und dürftest Dich nimmer sehen lassen!“

„Fast ist es auch so, Ohm,“ lachte Fredelin entgegen und berichtete nun mit kurzen Worten, wie er sich, von Sorgen und Sehnsucht verzehrt, ohne Urlaub von seinem Posten im Forst entfernt und, um seiner Lage Gewißheit zu erlangen, an des Alten Hütte wiederholentlich vorgesprochen habe; leider vergebens. Da sei ihm denn, da er nicht gewagt, sich viel auf den Gassen sehen zu lassen, kein ander Mittel übrig blieb, als den Ohm mit diesem weiten Wege zur späten Nachtstunde zu beschweren, was ihm gar herzlich leid thue, da er sich wohl denken könne, daß es selbigem nicht leicht geworden.

„So?“ lachte der Alte höhnisch, indem er trotz des kühlen Nachtwindes sich bequem auf die Hausbank niederließ und mit dem Ausdruck grimmiger Zufriedenheit die Kniee rieb. „Nun, nimm Rath an, mein Bub', und spar' Dein Bedauern für Leute, die es besser brauchen können, als ich. Bis jetzt ist mir, den Heiligen sei Dank, noch kein Weg zu weit gewesen, und ob es Nacht ist oder Tag, darnach hab' ich mein Lebtag nicht gefragt. Manch' liebes Mal sind drei, vier, auch fünf Tage vergangen, ohne daß ein Körnlein Schlaf in die alten Augen gekommen, und ob ich dann schließlich in einem Bett, unter einem Baum oder hinter einer Schneewehe zu liegen kam, um einmal auszuschlafen, das ist mir allzeit verteufelt gleichgültig gewesen.“

(Fortsetzung folgt.)

Flaudereien am Kamin.

Glück und Glas, wie leicht bricht das.

Das alte Wort, das ewig neu bleibt, hat erst vor Kurzem auch in der Wiener Gesellschaft wieder seine Bestätigung erfahren. Es war ein kurzes Glück, das dem braven Manne blühte, von dem diese Geschichte handelt, ein Glück, das so rasch und so leicht brach wie Glas. — Am 4. Januar war es gerade ein Jahr, daß er sie kennen lernte. Baden, das kleine liebe gesuchte Städtchen Baden bei Wien ist nicht so bevölkert in der Winterzeit, daß man an einem kalten Neujahrstage nicht ein hübsches, frisches Gesichtchen besonders auffallend finden sollte. Wie er denn die Kleine so munter dahinschreiten sah, folgte er ihr, und da sie in dasselbe Haus trat, in welchem die gute Tante wohnt, der er seinen Neujahrbesuch machen wollte, so blieb er nicht zurück. Er eilte dem Mädchen nach bis in den ersten Stock, wo seine Tante hauste, er sah, daß es an einer Thüre im zweiten Stockwerke läutete, dann beehrte er sich, seine Gratulationen anzubringen und nach einer halben Stunde wußte er, daß die junge Dame im zweiten Stocke früher beim Theater gewesen, daß sie mit ihrer Mutter schon seit acht Monaten hier wohne und sehr anständig und folkd sei. Nach weiteren zwei Stunden saßen Tante und Nefse neben Mutter und Tochter bei Tische. — Hier müssen wir unsere Geschichte unterbrechen, um den Leser zu versichern, daß „er“ und „sie“ keine erfundenen Personen sind, sondern daß Alles, was wir bis jetzt erzählt und was noch nachfolgt, wahr und wahrhaftig ist. Wenn wir sie Beide nicht mit Namen nennen, so wird das Nachfolgende unsere Discretion wohl zur Genüge erklärlich finden lassen, doch können wir so viel mittheilen, daß „er“ der Sohn eines sehr wohlhabenden Kaufmannes und als einziges Kind der Abgott seiner Eltern ist. Das Diner bei der Tante hatte große Folgen. Der Herr Nefse kam zuerst alle Sonntage, dann die Woche ein paar Mal, endlich fast alle Tage nach Baden; erst fand er die Hausgenossin seiner Tante hübsch, dann reizend, zuletzt unwillkürlich, bis er ihr endlich seine Liebe erklärte und um ihre Hand bat. Das Fräulein bat sich vier Wochen Bedenkzeit aus. Sie hatte ihm ihre Vergangenheit klar dargelegt, hatte ihm geklagt, daß sie als vierjähriges Kind zum Ballet kam, daß sie mit der berühmten Frau Weiß und ihrer Nachfolgerin Kathi Bauer ganz Europa und halb Amerika durchzogen und sich ein paar tausend Gulden erspart habe. Sonst hatte sie ihm aus ihrer Vergangenheit Nichts mitzutheilen. Er frug auch nicht weiter darnach, sondern wartete geduldig vier Wochen und war glücklich, als er endlich das Jawort der Geliebten erhielt. Leider erkrankte die schöne Braut und mußte monatelang das Bett hüten. Aber endlich genas sie und war schöner, anmuthiger und freischer als je. Gegen Ende November fand die Trauung statt. Der Bräutigam schwamm in Wolke, seine Eltern waren im Glücke ihres Kindes zufrieden, die Braut schien es ebenfalls. Vierzehn Tage glücklicher Ehe gingen vorüber. Da öffnet sich eines Tages, die jungen Gatten saßen eben bei Tische, die Thüre und ein Fremder tritt herein, ein Mann mit gebräunter Hautfarbe, mit südl. glühendem Blicke, bei dessen Anblick die junge Frau mit lautem Schrei aufspringt. Ohne sich um ihren Gatten zu kümmern, eilt sie auf den Fremden zu, der sie in einer fremden Sprache mit fast befehlender Manier anredet. Der Gemahl, zuerst ganz entsetzt, fragt den Fremden, was er wolle; statt einer Antwort zieht dieser einen Revolver heraus. Die Frau fällt ihm in den Arm und ruft ihm, immer in der fremden Sprache, die weder französisch, noch englisch oder italienisch klang, Etwas zu. Darauf entfernt sich der Fremde. Den nun folgenden bestürzten Fragen des Gatten setzt die Frau beharrliches Stillschweigen entgegen. Sie könne ihm nur sagen, daß der Fremde ein Schiffserheder aus Lissabon sei, was sie mit ihm in spanischer Sprache gesprochen, darüber könne sie keine Auskunft geben. Der bedrängte Mann eilt zu seinem Vater und erzählt ihm die Affäre. Als sie zusammen in die Wohnung zurückkehren, finden sie dieselbe leer, die Frau ist verschwunden, kein Zweifel, daß sie mit dem Fremden entflohen. Der Gatte, der die Frau bis zum Wahnsinn liebt, ist außer sich, er will sie zurück haben, um jeden Preis, selbst mit Gewalt. Aber es giebt keine andere Gewalt als die

Polizei. Der Polizeipräsident rath dem verzweifelten Gatten, die Frau ziehen zu lassen, da sie um des Lissaboner Schiffserheders willen, mit dem sie, wie er bereits wisse, in Amerika in intimstem Verkehr gestanden und den sie wirklich zu lieben vorgebe, später doch wieder davonlaufen werde. Und dann erzählte der Herr Polizeipräsident weiter, daß die Frau vier Wochen vor ihrer Verheirathung an den Schiffserheder, der ein Vermögen von acht Millionen besitzen soll, geschrieben habe, der Brief aber sei verloren gegangen und sie habe geglaubt, er wolle sie nicht holen, wie er es doch versprochen hatte. Vater und Sohn waren erstaunt über die Unwissenheit des Polizeichefs und als sie zuletzt noch erfuhren, daß auch der Telegraph in dieser Angelegenheit schon eine Rolle gespielt, und daß der Lissaboner Schiffserheder nachgewiesen hatte, daß die Frau auch nicht deswegen zurückgehalten sei, weil man etwa annehme, sie sei doppelt — verheirathet, da ließ der unglückliche Gatte betrübt sein Haupt sinken, ging gestützt auf seinen alten Vater nach Hause und während er ein ganzes Jahr lang den letzten Neujahrstag als den Glückstag seines ganzen Lebens pries, lag er diesmal in hitzigem Fieber und phantasirte von dem Weibe, daß ihn um das Glück seines Lebens gebracht.

Ein weiblicher Jüngling.

Herr Dr. med. Schöneberg (Berlin) erzählt in einer medicinischen Zeitschrift folgenden Fall von hochgradiger Hypospadie. „Im Juni 1870 wurde ich eines Abends zu der 16jährigen Tochter des Malers M. hier selbst gerufen. Dieselbe sollte nach dem Aufheben eines schweren Gegenstandes plötzlich heftige Schmerzen in der rechten Leistengegend gefühlt haben, wahrscheinlich sei ein Bruch ausgegetreten. Die Untersuchung ergab eine bei Druck etwas schmerzhaftige Geschwulst von der Größe einer großen Haselnuß. Das Mädchen wußte über die Entstehung dieser Geschwulst nichts Genaueres anzugeben, hielt sie aber für die Ursache ihrer Schmerzen, die übrigens bereits sehr nachgelassen hatten. Da ich von einem Bruche nichts entdecken, mir andererseits die heftigen Schmerzen nicht erklären konnte, so untersuchte ich genauer und erlangte nach wenigen Minuten die Gewißheit, daß das vermeintliche Mädchen ein ausblühender Jüngling sei. Meine Erklärung, daß die vermeintliche Tochter ein Sohn sei, wurde von Eltern und Kind mit dem üblichen Berliner: „Nanu!“ und ungläubigem Kopfschütteln angenommen; der Vorschlag, das Individuum einer ärztlichen Versammlung vorzustellen, rundweg abgewiesen. Doch willigte dasselbe auf mein längeres Bitten endlich darein, sich noch von einem anderen Arzte untersuchen zu lassen. Ich theilte daher Herrn Professor Dr. Virchow den Fall schriftlich mit, erhielt aber keine Antwort. Kurze Zeit darauf zum Kriege einberufen, verlor ich die Person aus den Augen, wenn auch nicht aus dem Gedächtnisse. Später begegnete ich ihr und ihren Angehörigen mehrmals auf der Straße; doch vermied man sichtlich eine nochmalige Erörterung des Falles. Vor einigen Wochen erschien die Mutter mit ihrem nunmehr 21jährigen Kinde in meiner Sprechstunde, um sich ein Attest über das wirkliche Geschlecht desselben zu erbitten. Die Mutter klagte mir, das männliche Wesen ihres Kindes trete immer deutlicher hervor, bereits fange der Bart an zu sprossen; man erkenne, daß ich damals Recht gehabt habe, und wolle daher die vermeintliche Tochter amtlich zum Manne erklären lassen. Nach nochmaliger Untersuchung, welche die früheren Verhältnisse unverändert fand, gab ich ein Zeugniß ab. Auf Grund desselben ist das Individuum sodann von dem Geh. Medicinalrath Dr. Simon amtlich untersucht und das entsprechende Attest ebenfalls ausgestellt worden. Schließlich bemerke ich noch, daß die Person von etwa mittlerer Mannesgröße ist; ihr Habitus, Körperbau und Gang ist entschiedenen männlich, der Kehlkopf stark hervorstehend, die Stimme rauh und tief, als sie bei der weiblichen Wesen zu sein pflegt. Auf bezügliche Fragen gestand mir die Person u. A., daß sie für weibliche Wesen schon häufig große Liebe empfunden. Vorbei sind jetzt ihre Mädchenträume, sie wird „Wämmlein und Hofen anlegen und fortan ein Mann sein.“